Gute schlechte Menschen.

Novelle

von

Viktor Hoeper.

München.
Druck und Verlag von Dr. E. Albert & Co.
Separat-Conto.

Fermont.

Roman von Walther Siegfried.

Broschiert Mk. 4.—.

Gebunden in apartem Liebhaberband Mk. 6.—.

„Fermont" ist nach dem vielverheißenden Erstlingswerk „Tino Moralt", welches Buch überall so großes Aufsehen gemacht hat, nun eine künstlerisch durch und durch gereifte hochbedeutende Leistung des eigenartigen Dichters, der hoch über der breiten Straße des Tagesschriftstellertums seine einsamen Wege durch die Natur geht und warmblütige ganze Menschen sucht, ob diese dann hoch oder niedrig gestellt sein mögen.

So zieht auch das neue Werk unwiderstehlich in einen Bann. Aus direkten Aufzeichnungen Fermont's zusammengestellt, und durch einen Freund mit Briefen und Notizen zum fortlaufenden, hochdramatisch aufgebauten Roman ergänzt, schildert das Buch den wundersam aufwärtsführenden Entwicklungsgang eines jungen Weltwanderers, der übersatt von Kampf und Schicksalsschlägen, dem Leben und den Menschen den Rücken gekehrt hat und sich gottverhöhnend in ein einsames Bergthal vergräbt. Er kommt wider Willen in Berührung mit wenigen armen Menschen des Thales und wird durch den Einfluß derselben auf sein Gemüt und durch ungeahnte erschütternde Ereignisse, welche sich aus seinem Verkehr mit ihnen ergeben, von allen seinen Blasphemieen zurückgebracht und in gewaltig eingreifender Entwicklung zur Menschenliebe und ins Leben zurückgeführt.

Stoff, Darstellungsmittel und Stil stempeln das Buch zu einem Kunstwerke, welches in die Reihe der ersten zeitgenössischen Hervorbringungen auf dem Gebiete des Romans gestellt werden muß.

Gute schlechte Menschen.

Gute schlechte Menschen.

Novelle

von

Viktor Hoeper.

München.
Druck und Verlag von Dr. E. Albert & Co.
Separat-Conto.

1894

Walter Ernsten saß an seinem Schreibtisch vor einem hohen Stoß medizinischer Werke. Eine Zeit lang hatte er fleißig gearbeitet. Jetzt starrte er träumerisch auf einen kleinen Holztisch, welcher die ewig jugendliche Ninon de l'Enclos darstellte. Bei seinen Studien über Hautpflege war er zufällig auf den Namen der gefeierten Pariser Schönheit aus dem Zeitalter Ludwig XIV. gestoßen. Nicht aus Wissensbedürfnis oder aus Neugierde hatte er bei dieser Erwähnung aus seinem sorgfältig geordneten Bücherstande die „Biographien berühmter Frauen" hervorgelangt. Er las in dem offenbar viel gebrauchten Werke den Aufsatz über Ninon heute Abend nicht zum erstenmal. Er kannte ihn, wie so viele andere des Buches, ganz gut, aber es war ihm doch ein Genuß, sich in seiner Phantasie weit weg von den Studien in das galante Paris des 17. Jahrhunderts zu flüchten und über den feinen Zügen des kleinen Porträts zu träumen.

Nach einer Weile erhob er sich und schritt zur gegenüber liegenden Wand seines Zimmerchens, wo über einem etwas fadenscheinigen Sopha verschiedene

Photographien hingen, Frauengestalten und Nachbildungen von Gemälden berühmter Meister. Da er nicht gleich fand, was er suchte, so nahm er von der Hängelampe über seinem Pulte den Schirm ab und ließ das volle Licht ins Zimmer fallen.

Dasselbe war einfach, fast ärmlich möbliert; doch der Bewohner hatte es verstanden, durch allerlei Schmucksachen demselben etwas Ansprechendes zu geben. Die Bilder an den Wänden, einige Vasen mit Makartbouquets, mehrere geschmackvoll eingebundene Bücher sprachen von dem Schönheitssinne Walters. Allerdings war eigentlich nur der Gesamteindruck ein so wohlstimmender. Bei einer eingehenden Besichtigung drängte sich das Gefühl einer gewissen Enttäuschung auf. In den Einzelheiten der Anordnung lag etwas Unfertiges, fast Oberflächliches. Die äußerliche Gefälligkeit der Form war überall maßgebend gewesen, selbst auf Kosten des Verständnisses. Die Miniaturbüste des Hippokrates aus schwarzgrünem Oxyd thronte nur nach den Regeln der Farbenharmonie auf dem dunklen Einbande des „Buches der Lieder“, während zwei hellthönerne Amoretten auf die gelblederne Hülle eines anatomischen Werkes verbannt waren. Zu einem Lichtdruck aus Scheffels Ekkehard hing ein Stillleben als Pendant, offenbar nur deshalb, weil es sich wegen der gleichen Verteilung von Hell und Dunkel wie ein Spiegelbild von jenem ausnahm. Unter den übrigen Photographien befand sich ein

niedlicher Frauenkopf, der mit dem Porträt Ninons einige Aehnlichkeit haben mochte. Seinetwegen war Walter aufgestanden, durch den kleinen Holzschnitt des Buches unwillkürlich an ihn erinnert.

Beim Scheine der Lampe hatte er das Bildchen bald gefunden. Vorsichtig löste er es von der Wand ab und legte es behutsam auf den Schreibtisch. Das Bild stellte eine Sängerin dar, in die Walter vor ungefähr einem Jahre verliebt gewesen war, ohne sie allerdings je zu sprechen, nur durch ihre Schönheit, ihren Gesang und ihr Spiel bezaubert.

Hatte seitdem auch schon manch anderes hübsche Kind sein Herz bewegt, so fühlte er doch in diesem Augenblick eine eigentümliche Rührung. Er führte das Bild an seine Lippen und lächelte dann, nicht in kalter Ironie über den Wechsel der Dinge, sondern in dem wonnigen Bewußtsein, noch einmal den alten süßen Traum wiederzuträumen. Auf seinem etwas düsteren Gesichte lag dabei der Wiederschein eines inneren Wohlbehagens, das sein Antlitz eigentümlich verklärte. Seine dunklen Augen bekamen einen feuchten Glanz. Die schlaffe Unterlippe und die weichen, fast weibischen Formen seines Kinnes beeinträchtigten jetzt seine Züge kaum.

Sinnend saß er eine geraume Zeit. Und wie so eine Erinnerung die andere wachgerufen hatte, da holte er noch mehrere Photographien herbei. Es

waren wieder Frauenporträts, Schauspielerinnen, Damen seines Bekanntenkreises, auch historische Köpfe.

Neben der Pompadour und der Dubarry stellte er Marie Antoinette und Aurora von Königsmark auf seinen Schreibpult. Zum Vergleiche hielt er wohl das Bild dieser oder jener seiner Bekannten dagegen und wieder lächelte er. Aber dieses Mal lag in seinen Zügen eine traurige Bitterkeit. Zwei grämliche Falten zogen sich von der Nase nach den Mundwinkeln. Er hatte alle diese Schönen, jede zu ihrer Zeit, geliebt, wie er keine wieder lieben würde. So glaubte er wenigstens stets, bis nach zwei oder auch drei Monaten ein neuer Traum den vorhergehenden ablöste, um selbst bald in sein Nichts zu entweichen. Kein anderer Eindruck blieb ihm dann, als eine traurige Niedergeschlagenheit und eine Sehnsucht nach dem erlösenden Weibe größer als je.

Die neckische Olga, deren Bild er jetzt prüfend in den Händen hielt, hatte er einst an einem Sommernachmittage mit einem Rosensträußchen beschenkt. Am Abend traf er sie, geschmückt mit seinen Blumen, am Arme eines Fremden. Die trübe Erinnerung entlockte ihm heute einen Ausruf des Unwillens.

Auf dem Rande der gerade aufgeschlagenen Seite des Lassarschen Werkes über Hautkrankheiten befand sich ein blaues Kreuz. Bei seinem Anblick schlug sich Walter unwillig vor die Stirn. Erst vor einer Stunde

hatte er sich vorgenommen, bis zu der bezeichneten Stelle seine heutige Lektion auszudehnen. Viel fehlte noch daran. Mit einer ärgerlichen Handbewegung stieß er die Photographien zurück. Das Porträt der Pompadour fiel zu Boden, und die „Biographien berühmter Frauen" rutschten von ihrer Unterlage, einem medizinischen Buche, herab. Trotz des ernstgemeinten Entschlusses und trotz aller Energie, die in den scharfen, kräftigen Linien des Randkreuzes lag, war er über die Erwähnung Ninons ganz von der Arbeit abgekommen. Etwas verstimmt über die verlorene Zeit, raffte er jetzt die Photographien zusammen. Er wollte sie zuerst wieder an ihren Platz hängen, besann sich aber gleich darauf eines anderen und legte sie, zum Häufchen geschichtet, auf den Arbeitstisch neben die medizinischen Werke. Er konnte auch trotz aller Ablenkungen bei der Sache sein. Er kam sich in diesem Augenblicke sehr charakterfest vor.

Nach einer halben Stunde war er derartig in sein Studium vertieft, daß er vollständig zu überhören schien, wie die Thür seines Zimmers sich hinter ihm öffnete.

In die Stube trat ein junger Mann, der ungefähr im Alter Walters stehen mochte, klein von Statur, mit einem lustigen, klugen Gesichte. Er hatte sich nicht durch vorheriges Klopfen bemerkbar zu machen gesucht. Auch jetzt sprach er kein Wort. Nur einen raschen, etwas spöttischen Blick schenkte er Walter,

der, den Kopf auf beide Ellenbogen gestützt, seine anatomische Lektion eintönig hersagte; dann schritt er an den kleinen Rundtisch vor dem Sopha und durchstöberte dort ein Cigarettenschächtelchen. Dasselbe war leer. Etwas verdrießlich entnahm er darauf aus seinem eigenen Etui eine Cigarre und machte es sich auf dem Sopha bequem. Dichte Tabakswolken erfüllten bald die Atmosphäre des Zimmers mit einem nichts weniger als angenehmen Geruche. Den Raucher focht dies nicht weiter in seiner Gemütlichkeit an. Lang hingestreckt, verfolgte er mit offenbarem Interesse die aufsteigenden Ringel und Wölkchen.

Nicht so bei Walter. Durch den immer stärker werdenden Gestank des Knasters schon lange belästigt, sprang dieser plötzlich vom Stuhle auf: „Natürlich, er ist es, Richard Burkert, wer raucht auch sonst ein so schändliches Kraut!“

Der andere antwortete nicht gleich, ruhig vollendete er zunächst eine höchst künstlerisch begonnene Serie von Ringen. Erst dann erwiderte er mit einer Handbewegung nach dem kleinen Tische vor ihm: „Die Schändlichkeit liegt bei dir; nicht einmal am ersten des Monats für seine Gäste eine Cigarette aufzubewahren und sie zu solchen Glimmstengeln zu zwingen.“

Wie zur Bestätigung seiner Worte sog er wieder einen kräftigen Zug des Qualmes ein und blies ihn nach Walter hin. „Uebrigens kannst du mich bald

aus deinem Zimmer los sein; ich bin gekommen, um dich abzuholen."

„Du kommst, um mich abzuholen? Du scheinst ganz zu vergessen, daß ich mir ernstlich vorgenommen habe, endlich an das Staatsexamen zu denken."

„Vom Gedanken bis zur That ist bekanntlich noch eine weite Strecke."

„Vielleicht doch nicht ganz so weit, wie du annimmst, Richard."

„Nun, zum Teufel, Ernsten, mach jetzt keine Geschichten. Wir haben heute den ersten, wir haben unsern Wechsel in der Tasche, mehr brauchen wir nicht. Der Monat Februar dauert noch ganze 28 Tage; wenn die Kasse leer ist, werden wir schon wieder studieren. Zu bald wird das nur kommen. Plage ich mich denn heute bereits um das Examen und will ich es nicht gerade so gut wie du in zwei Semestern machen?"

„Wollen und Ausführen ist zweierlei, sagtest du noch eben."

„Wollen ist Können, behaupte ich jetzt. Habe ich es vor dem Physikum nicht gerade so gemacht, und habe ich darum eine schlechtere Note bekommen als die anderen?"

Walter hatte sich wieder hingesetzt, scheinbar, um in seinen Arbeiten fortzufahren. In Wahrheit erwog er die Worte des Freundes. Es war entschieden etwas Richtiges daran.

„Ich stimme dir zu," unterbrach er nach einer Weile das eingetretene Stillschweigen, und trotzdem darf ich eigentlich nicht mitgehen. Komm einmal her und schau."

Richard erhob sich langsam und ging an den Schreibtisch mit einer Miene, die von vornherein seine entgegengesetzte Ueberzeugung verriet.

„Du siehst dieses blaue Zeichen," sagte ihm Walter, mit dem Finger auf den Rand des Lassar'schen Buches deutend.

„Ich sehe dies Notlicht für schwache Gemüter, die gar zu leicht den rechten Weg verlieren könnten," erwiderte Richard, der sofort verstanden hatte. „Also dieses Kreuz hast du dir auferlegt. Du bist ein Neuling im Leiden wie im Genuß. Ein wirklicher Büßer thut erst den Pilgergang, wenn er eine gehörige Sündenlast mitschleppen darf. O, ich sage dir, wenn du nach unserem gemeinsamen Ausfluge, tief moralisch geknickt, zurückkehrst, dann wirst du schreien nach Erlösung und Arbeit, wie der Hirsch nach dem Wasser."

„Du hast wohl wieder eine Reise in jenes zweifelhafte Damen-Café von neulich vor?" klang es von Walters Lippen dagegen. Er wollte spötteln, aber seine Stimme verriet deutlich den Aerger, welchen er über seinen Freund, über sich selbst und über das voreilig hingemalte Kreuz empfand.

„Hast du dich in jenem Damen-Café nicht auch ganz gut unterhalten?" fragte Burkert seinerseits. „Uebrigens Damen-Café ist gut gesagt für jene An-

stalt. — Ich muß dich wohl erst an ein gewisses Fräulein Wanda wiedererinnern?"

„Das ist gar nicht nötig," antwortete der andere. „Ich gebe schon zu, daß ich mich ganz gut amüsiert habe. Wenn Wanda ihr Täßchen Kaffee schlürft, nachlässig und doch so graziös ...."

„Ohne selbst dafür einen Heller zu zahlen," fiel Richard ein.

„... So gewährt mir der Anblick ein wirkliches Vergnügen," fuhr Walter unbeirrt fort, „dann denke ich nicht mehr an die ganze Umgebung, sondern schaue nur die Schönheit, das Ideale vor mir. Hat nicht den Praxiteles eine Phryne, den Perikles eine Aspasia begeistert? — Ja, ein schönes Weib sehen, ist für mich stets ein Vergnügen gewesen, und war es wie dort auch nur eine Gefallene."

„Also denn, du Starrkopf, wenn du schon glücklich bist beim bloßen Sehen, so wartet deiner ja heute Abend für ein paar Mark eine überirdische Seligkeit."

„Ich weiß, du redest nicht im Ernst," antwortete Walter fast traurig. „Stelle dich nicht schlechter, als du bist."

„Und du dich nicht besser. Oder gehört dies Päckchen auch zur Lehre von den Hautkrankheiten?"

Lächelnd wies Richard auf die Photographien. „Wir kennen dieses Studium deiner Bildergallerie schon."

Walter wurde ein wenig rot. „Ich habe wirklich gearbeitet."

Richard hielt einige Porträts schräg gegen die Lampe. „Küsse lassen sich zwar nicht mehr nachweisen, aber gegeben sind sie darum nicht minder. — Auch die Lorma hast du angebetet?“ Bei diesen Worten betrachtete er das Bild jener Sängerin, über dem Walter so lange geträumt hatte. „Hör' mal, das ist eine Vorbedeutung. Die tritt heute Abend nach langer Krankheit zum ersten Male wieder in Carmen auf. Wenn wir ins Opernhaus gehen, so werden wir beide einen wirklichen Genuß haben. Die Geschichte hätte mir auch gleich einfallen können. Statt uns hier herumzuzanken, wären wir längst auf dem Wege. Nach deiner Theorie vom Vergnügen kannst du doch nun nicht länger zögern. Du klagst immer, daß die Menschen um der Zukunft willen das Jetzt vernichten, einem fernen Glücke nachjagen und jenes nicht achten, das die Stunde bringt. Weltverbesserer erkenne dich erst selbst; wenn es denn wahr ist, daß ein wirklicher Genuß nie verlorene Zeit genannt werden darf, und wäre es nur deshalb, weil er eine Erinnerung bietet, die uns über trübe Stunden helfen soll. Ja, du zauderst noch, so seid ihr großen Theoretiker, ihr Philosophen. Mächtige Systeme werden in euerer Phantasie aufgebaut, um vor dem leisesten Windhauch der Wirklichkeit zu verschwinden. Bleib denn hier und ärgere dich einige Wochen lang, wenn es zu spät ist, über deinen Eigensinn.“

Richard hatte die letzten Worte kurz, fast rauh

herausgestoßen. Seine gelblichen Wangen waren von einem leichten Rot überflogen. Das sonst so mutwillige Auge blickte ernst und teilnahmsvoll auf den Freund. Walter schaute ihn an. Er wäre ihm am liebsten um den Hals gefallen, so, wie Richard jetzt war, liebte er ihn. Doch, ach, er zeigte sich so selten in dieser Gestalt.

„Gut denn, ich werde dich begleiten, aber ich muß bei Zeiten wieder zu Hause sein, um meinen Arbeitsplan noch auszuführen. Für eine endlose Bier- und Kaffeereise bin ich heute nicht zu haben.“ Diesen Zusatz machte er weniger des Freundes als seiner eigenen Beruhigung wegen.

Richard, dessen Gesicht bereits wieder den gewöhnlichen Ausdruck angenommen hatte, antwortete trocken: „Du bist vernünftiger als ich dachte.“ Er wollte noch hinzufügen: „In betreff der Rückkehr kenne ich ja meine Pappenheimer.“ Doch er zog es vor, zu schweigen.

Walter machte sich unterdeß zum Fortgehen bereit. Halblaut, aber mit Ausdruck und musikalischem Verständnis stimmte er die feurigen Melodien des Torero an. Pfeifend begleitete Richard.

* * *

Auf der Straße mußten sie tüchtig ausschreiten, um noch zu rechter Zeit in die Oper zu kommen. Richard hatte seinen Begleiter untergehakt. Infolge seiner Kleinheit brachte er es aber nicht fertig, mit Walter gleichen Schritt zu halten. So hüpfte und

sprang er bald vor, bald blieb er, halb gezogen, hinter der biegsamen, elastischen Gestalt seines Freundes zurück. Der spaßhafte Anblick des Paares gab den Vorübergehenden manchmal zu boshaften Bemerkungen Veranlassung; doch die beiden jungen Leute schienen das nicht zu hören, ganz vertieft in ihr Gespräch über das bevorstehende Vergnügen, über die mutmaßliche Besetzung der Rollen, ihren letzten Theaterabend, über Schauspieler und Schauspielerinnen der Residenz. Das war das Gebiet, wo sie sich gegenseitig verstanden, das ihrer Freundschaft den eigentlichen Halt gab.

Früher im Hörsaal und auf dem Präparierboden nur oberflächliche Bekannte, hatten sich die jungen Mediziner erst im Theater näher kennen gelernt. In den Gängen des Opernhauses war Richard eines Abends mit der ärgerlichen Frage an Walter herangetreten: „Finden Sie nicht auch, daß die S . . . . . sich mit ihrer zweimaligen Entschuldigung wegen Heiserkeit hätte begnügen können, statt nun noch der Glaubwürdigkeit halber das Publikum wie ein Hahn anzukrähen?“ Ein Wort hatte dann das andere gegeben, und ihr gemeinsames Interesse an allem, was mit der Bühne zusammenhing, sie bald zu guten Freunden gemacht. Wohl kam es in der Folgezeit bei der Verschiedenheit ihrer Charaktere nicht selten zu Reibungen. Das waren jedesmal nur kurze Gewitterschauer. Im Grunde genommen würde eine dauernde Entzweiung auch eine Thorheit gewesen sein. Die Freunde durften

schon einige Dissonanzen im Alltagsleben unbeachtet lassen, wo sie sich im Theater und bei den Konzerten so gut verstanden, wo hier nur ein mächtiger Akkord ihre Brust durchklang.

Auch heute Abend hatte beide wieder die gleiche Andacht erfaßt, als sie den Melodien Carmens lauschten. Stumm, noch unter dem Eindruck des eben Gesehenen, schritten sie daher nach Beendigung der Vorstellung nebeneinander durch die nächtlichen Straßen der Hauptstadt.

Bei Burkert hielt diese Stimmung nicht lange vor. Durch die ganze Umgebung, die rauhe Nachtluft, durch den Lärm der Fuhrwerke, das noch immer lebhafte Menschengewoge fühlte er sich bald in die Wirklichkeit zurückversetzt. Halb unwillig über seine weichen Empfindungen in den vergangenen Stunden, war er jetzt mehr als je zu Spott und Ironie aufgelegt. Mit sichtlicher Genugthuung ergriff er deshalb die erste Gelegenheit, dem unbequemen Stillschweigen ein Ende zu machen.

„Dort drüben liegt unser Café, in dem die Liebe ganz wie bei Carmen „nicht nach Rechten und Gesetz" fragt. Aus Achtung vor der Kunst dürfen wir heute lediglich schon der Vergleichsstudien wegen nicht gleichgültig vorübergehen. Laß uns eilen, ich brenne vor Begier."

In diesem Satze lag mehr Wahrheit, als er dachte. In der That, er brannte vor Begierde, das gewünschte

seelische Gleichgewicht dort wiederherzustellen, wo Recht und Gesetz keine Achtung fanden.

Walter fühlte diese Stimmung wohl heraus. Unangenehm berührt, fuhr er daher unwillkürlich zusammen. Da ihm aber ein Wortgefecht zur Stunde schrecklich gewesen wäre, so zog er es vor, zu schweigen. Mit einem fragenden Blick auf die Uhr und einem zweiten entsagungsvollen auf den Freund betrat er an Richards Seite das Café.

Dasselbe bestand aus zwei aneinanderstoßenden Sälen, die bereits ziemlich gut besetzt waren. Das eigentliche Leben begann hier allerdings erst nach Mitternacht. Nach einigem Suchen entdeckten die jungen Mediziner ein leeres Tischchen in einer lauschigen Nische. Trotz seines Verdrusses wählte Ernsten mit vieler Umsicht den bequemsten Platz auf dem roten Sammtfauteuil unter dem goldumränderten Spiegel. Das ganze Gemach war von dort aus zu übersehen.

Richard, der sich auf einem Stuhl niedergelassen, bestellte Wein, in diesem Hause mit dem Namen Café ein gangbares Getränk. Als er in der gegenüberliegenden Ecke des Saales zufällig ehemalige Schulkollegen entdeckte, eilte er schnell auf einige Minuten zu ihnen hinüber. Aus der Begrüßung entspann sich ein längeres Gespräch.

Walter war in der Nische zurückgeblieben. Anfänglich quälte ihn der unangenehme Gedanke, daß daheim in seinem Stübchen noch eine anstrengende Arbeit auf

ihn warte, und, was schlimmer war, er fühlte sich bedrückt von dem Zweifel, er werde bei allen festen Vorsätzen die Studienpläne für diese Nacht nicht ausführen. Doch seine Mißstimmung ging bald vorüber, in kurzer Zeit heiterten sich seine Züge zusehends auf. Die noch eben gehegte Furcht vor den sarkastischen Bemerkungen seines Freundes erwies sich als unbegründet. Ungestört durfte er sinnen und grübeln. In dieser warmen, von starken Parfüms erfüllten Atmosphäre, bei dem Plätschern des kleinen, von Wasserpflanzen überrankten Springbrunnens konnte er eigentlich besser als da draußen in der kalten Nachtluft von Lorma weiterträumen. Was kümmerte ihn der Inhalt alles dessen, was er da vor sich sah. Sein lässig schweifendes Auge erblickte nur die gefälligen Formen. Durch die Reihen der Tische wandelten mit kleinen koketten Schritten die ständigen Besucherinnen des Cafés in strahlender, herausfordernder Toilette, meist üppige Gestalten, zum Teil gar nicht häßlich, aber fast ausschließlich mit einem Zuge der Gemeinheit im Gesicht. Sie warfen den Herren bald auffordernde, bald verlangende Blicke zu. Hier und dort teilte diese einen leichten Fächerschlag aus und jene streifte einen der Gäste wie aus Versehen mit dem Arme. Einige wechselten auch wohl wenige Worte mit einem Bekannten früherer Tage. Andere hatten ihren Liebhaber schon gefunden und saßen nun mit ihm zusammen bei einer Flasche Wein oder schickten sich zum

gemeinsamen Heimwege an. Hin und wieder klirrte ein Glas, eine Tasse heller als gewöhnlich, knallte der Propfen einer Champagnerflasche. Das klang jedesmal wie ein Fortissimo zu dem weichen Adagio, das da als Rauschen von seidenen Schleppen, als Fächerschlagen, als Kichern und Flüstern durch den Saal ging. Es war ein sinnbethörendes, kein reines Lied.

All dieses Summen und Lärmen erinnerte an die Strandwellen, welche mit leisem, träumerischen Plätschern heranrollen und sich am jähen Fels mit lautem Klatschen brechen. Es gibt Wellen, die viel Schmutz und Unrat mit sich führen.

Der junge Mediziner ließ sich von den Wogen tragen. Eine Strömung erfaßte ihn und leitete ihn hinaus ins Meer, wo er nichts sah als Himmel und Wasser; er dachte nicht mehr an Lorma, aber er hatte sie ebensowenig vergessen; alles, was den Mann, was den Künstler am Weibe entzückt, erfüllte ihn mit seliger Ahnung; an Stelle der einen Sängerin liebte er in diesem Augenblicke das ganze Frauengeschlecht. Unwillkürlich schloß er die Augen. Als er sie wieder aufthat, da war er zum Strande zurückgekehrt; der Horizont war enger geworden; die unbegrenzte Sehnsucht hatte Formen angenommen; Walter hatte Lorma vergessen, er begehrte in dieser Minute Wanda, die drüben mit einigen Freundinnen in der Saalthür erschienen war. Von dem gedämpften Lichte des

nahen Kronleuchters bestrahlt, kam sie ihm aus der Entfernung bezaubernd vor.

Sie durfte in der That mit ihrer wunderbaren Gestalt noch heute für eine Schönheit gelten, wenn ihr Gesicht auch in der Nähe die Spuren der über sie hingegangenen Stürme verriet und durch eine rote Narbe an der linken Backe entstellt wurde. Dieses Andenken aus einer Messer-Affaire vermochten Schminke und Puder nicht ganz zu verhüllen. Sie unterhielt sich angelegentlich mit ihren Gefährtinnen. Als sie das ausdrucksvolle Auge aufschlug, wurde sie Richards ansichtig. Von dem bisherigen, wenig bequemen Platze aufgestanden, wollte dieser gerade mit seinen Bekannten in die gemütliche Nische zu Walter übersiedeln. Auch er erblickte Wanda. Mit vielsagendem Lächeln lud er sie und ihre drei Begleiterinnen zu Tische. Auf dem Wege durch den Saal flüsterte er ihr noch einige leise Worte ins Ohr, worauf sie einen schnellen, verständnisvollen Blick zu Ernsten hinübersandte.

Dieser wurde mit den ehemaligen Schulkollegen seines Freundes bald bekannt und nahm an der sich entspinnenden Unterhaltung wider Gewohnheit lebhaften Anteil. Er hätte sich so gerne vor Wanda ausgezeichnet. Sein Studiengenosse erschien ihm bei diesem Gespräche beneidenswert. Offenbar, ohne daß es in der Absicht Burkerts lag, hatte er die Führerrolle am Tische übernommen. Seine Scherze wurden am meisten belacht, sein Urteil gab den Ausschlag. Diese Sicher-

heit, die er zur Schau trug, dieses wegwerfende Benehmen beugte die Zuhörer wie die Zuhörerinnen nieder vor ihm mit seinem unscheinbaren Aeußern. Er war der einzige in der Gesellschaft, der keine Besucherin des Cafés als Tischgenossin hatte. Wohl sprach auch er fleißig dem Weine zu, aber das sinnliche Begehren, das die anderen stärker und stärker ergriff, blieb ihm fern.

Die allgemeine Unterhaltung war allmählich ins Stocken gekommen. Wanda schmiegte sich noch enger an Walter, als es der beschränkte Platz verlangte, die narbenentstellte Wange ihm abgewendet. Er hielt ihre Hand in der seinen, das Parfum ihrer Kleider berauschte ihn, er trank mit ihr nur noch aus demselben Glase.

Beim Aufbruch zeigte jeder eine hastende Eile. Man ließ sich kaum die Zeit zum Abschiednehmen. Walter mit Wanda am Arm und Richard verließen das Restaurant zuletzt. Vor der Thür sahen sie die anderen Paare bereits in Droschken davonfahren. Da zur Zeit kein weiterer Wagen vor dem Hause hielt, so traten sie den Heimweg zu Fuß an. Bei einer der nächsten Straßenecken verabschiedete sich Richard. Er schaute dem Freunde noch eine Zeitlang nach. Sein Gesicht verriet die Freude, die er über das Gelingen seines Planes empfand. Walter hatte er wenigstens für eine Nacht von dem krankhaften Schwärmen und Phantasieren geheilt, ihn ins reale Leben zurückgestoßen; und er selbst fühlte sich wieder vollständig ernüchtert nach der erhobenen Stimmung im Opernhause. Mit

schnellen Schritten eilte er jetzt allein durch die stillgewordenen Straßen seiner Wohnung zu. An Wanda und ihre Freundinnen dachte er dabei nur mit Widerwillen zurück, wenn er sich diese Empfindung auch nicht offen zugestand. Er war besser, als er sein wollte.

*

* *

Unterdessen schritten Wanda und Walter von Minute zu Minute schweigsamer nebeneinander her. Wohl erschauerte er noch jedesmal, wenn sie seinen Arm fester an sich drückte; aber doch überkam ihn in der feuchtkalten Nachtluft eine merkwürdige Ernüchterung. Ja, ein Gefühl der Abneigung gegen seine Begleiterin beschlich den jungen Mediziner allmählich. Bei dem Scheine der Laterne mußte er immer wieder auf die rote Narbe der ihm jetzt zugewandten Backe schauen. Dabei zeigte sich Wanda auf der Straße viel weniger liebenswürdig als in dem Café. Offenbar hielt sie es nicht mehr der Mühe wert, durch ihr Benehmen noch ferner zu blenden, wo sie sich ihrer Sache sicher wähnte.

Walter überlegte, was er thun sollte. Ein kleiner Vorfall brachte den Schwankenden plötzlich zum Entschluß. Als seine ahnungslose Gefährtin unter häßlichem, lauten Lachen eine freche Bemerkung über eine ruhig des Weges daherkommende Gesellschaft von Damen und Herren nicht unterlassen konnte, riß er sich los und rannte davon. Wanda begriff nicht gleich, worum

es sich handelte. Sie sah den Flüchtling in der Dunkelheit verschwinden und fing an zu verstehen. In ohnmächtiger Wut ballte sie die Faust und sandte ihm eine Flut von widerwärtigen Schimpfworten nach.

Ihr Schelten drang bis zu ihm hinüber. Er verdoppelte seine Eile. Erst nachdem er ein Gewirr von Nebenstraßen durchlaufen hatte, mäßigte er in einer schmalen, schlecht erleuchteten Gasse die Geschwindigkeit seines Schrittes. Bei dem starken Luftzug, der hier ging, beruhigte sich sein wallendes Blut allmählich; und doch fühlte er keine Erleichterung. Seine Ernüchterung hatte ihm vorhin nur die Augen über Wanda geöffnet, aber der Sinnentaumel, der alle seine Nerven seit Stunden in künstlicher Spannung hielt, war nicht ganz von ihm gewichen. So empfand er jetzt ein Gefühl der Leere, der Verlassenheit. In dieser unbehaglichen Stimmung schwebte ihm die eben Geflohene nur noch als etwas Reizendes, Begehrenswertes vor, er dachte kaum mehr an ihre Fehler. Die Ausführung seiner plötzlichen Flucht gereute ihn fast.

Mißmutig, unschlüssig blieb er bei einer trüb flackernden Laterne stehen. Er mochte jetzt nicht nach Hause gehen, bei dem bloßen Gedanken an seine Studien überlief ihn ein Grauen. Während er noch grübelte, huschte eine weibliche Gestalt an ihm vorüber. Sie war von mittlerer Größe, kleiner als Wanda. Ihre Bewegungen verrieten eine außerordentliche Anmut. Es ließ sich sonst wenig von ihr erkennen, da

der lange Mantel die anscheinend zierlichen Glieder dicht einhüllte und das festgeknotete Kopftuch außer den dunkel beschatteten Augen das Gesicht vollständig bedeckte.

Walter schaute ihr nach. Sie wandte ebenfalls das Köpfchen. Schnell entschlossen ging er auf sie zu.

„Darf ich Sie begleiten?“ fragte er dann, leicht den Hut lüftend.

„Ja“, klang es mit fast ängstlicher Stimme zurück. Ohne weitere Worte, das Haupt wie züchtig zu Boden gesenkt, führte die vermummte Gestalt den jungen Mann durch die einsame Straße bis vor ein einstöckiges Haus, das in friedlicher Ruhe dalag. Walter wollte kaum glauben, daß er es mit einer Dirne zu thun habe. Bei diesem schüchternen Wesen, bei dieser ängstlichen Verhüllung würde er in ernstlichem Zweifel gewesen sein, hätte die bereitwillige Antwort auf seine Frage und die späte Stunde nicht deutlich gesprochen. Aber vielleicht war das Mädchen schlimmer als die schlimmsten seines Standes, das feine Benehmen sollte blenden; die Zurückhaltung mochte sich bei näherer Bekanntschaft als Ungewandtheit, als Mangel an Bildung entpuppen. Diese Begleiterin konnte häßlich sein und deshalb ihre Züge verbergen.

Der Student fürchtete dergleichen kaum, so lange ihre anmutigen Bewegungen sein Auge beschäftigten. Erst nachdem sie in den vollständig dunklen Hausflur eingetreten waren und seine Führerin die Thür zugeriegelt hatte, bestürmten ihn diese Gedanken. „Wenn

sie mir nicht gefällt, so werde ich wieder gehen," murmelte er zu seiner Beruhigung bei sich. Doch seine Vermutungen schwanden schnell, wie sie gekommen, und sein Begehren wuchs aufs neue, als seine Gefährtin eine kleine Wachskerze anzündete und dabei ein rosiges Händchen sichtbar werden ließ.

Vorsichtig schritt das junge Paar eine steile Wendeltreppe hinan. Rings herrschte Stille. Plötzlich knarrte im ersten Stock eine Thür. Das Mädchen blies schnell das Licht in seiner Rechten aus. Mit der Linken hielt es den jungen Studenten zurück, leise flüsternd: „Bleiben Sie bitte einen Augenblick stehen. Es werden Nimmehrs sein, sie dürfen mich nicht sehen."

Oben wurde es wieder still. Im Dunkeln tappten beide weiter. Sie durchschritten einen längeren Flur. Ziemlich am Ende desselben machte Walters Führerin aufs neue Licht.

Sie standen vor einer Thür, an der Ernsten eine Visitenkarte mit dem Namen Lilli erblickte. Seine Begleiterin ließ ihn in ein kleines Vorzimmer eintreten und horchte selbst noch eine Weile auf den Gang hinaus. Dann schob sie leise den Riegel vor.

„Es ist alles draußen still, man wird uns nicht gehört haben," sagte sie hastig. Ihre Stimme hatte trotzdem etwas selten Einschmeichelndes. „Die Hauswirtin unten hat ihnen nichts gesagt; die Leute haben keine Ahnung von meinem Stande. O, ich möchte nicht, daß sie es erführen. Sie waren neulich bei ihrem

Einzug so freundlich zu mir. Ich habe für sie kochen müssen, und in meiner Wohnung haben wir gemeinschaftlich gegessen. —

Aber verzeihen Sie, mein Herr, das wird Sie ja nicht interessieren. Ich denke nur an mich, statt Ihnen den Ueberzieher abzunehmen."

Behend half sie ihm beim Ablegen desselben. Während er sich noch bei seinen Kleidern zu schaffen machte, eilte sie geschwind in das anstoßende Zimmer und schraubte die niedrigbrennende Lampe hoch.

Im nächsten Augenblicke trat Walter mit der brennenden Wachskerze, die sie draußen für ihn zurückgelassen hatte, in den gemütlich geheizten Raum. Die Bewohnerin desselben war bereits durch eine gegenüberliegende, offenstehende Thür verschwunden, wahrscheinlich um Mantel und Kopftuch abzulegen. Der junge Mann blickte in dem Zimmer umher. Aus einem Alkoven schimmerten die hellen Vorhänge eines Himmelbettes hervor. Sessel und Sopha waren mit weißen Leintüchern überzogen, einige Schränkchen und Tische mit Nippsachen geschmückt. Aus allem schien hier eine einfache, bürgerliche Schlichtheit zu sprechen, nirgends eine schreiende Farbe, keine sinnenkitzelnden Wohlgerüche. Nur vom Spiegel her drang dem Eintretenden der schwache Duft eines getrockneten Waldmeistersträußchens entgegen. Die Wände zierten zwei schwarz eingerahmte Stahlstiche. Der Mediziner blickte auf das ihm zunächst befindliche der beiden Schlachten=

bilder: Wellington bei Waterloo. Sein Auge musterte die verschiedenen Gestalten aufs Eingehendste. Sein Gesicht verzog sich sogar zu einem Lächeln über die theatralische Haltung des Feldherrn, aber seine Gedanken beschäftigten sich in Wirklichkeit mit ganz etwas anderm. „Ob sie nicht doch häßlich ist", ging es ihm ähnlich wie unten im dunklen Hausflur durch den Sinn. Diese einzige Befürchtung quälte ihn jetzt vor der Entscheidung heftiger als vorhin all seine Bedenken zusammen.

Mochte jenes Mädchen verworfen sein wie eines, in diesem Augenblick kümmerte ihn das nicht mehr; wenn er nur eine Schönheit in seine Arme pressen durfte. Er vernahm ihre Schritte in dem hellerleuchteten Zimmer.

Wandte er sich um, so hatte er Gewißheit. Er konnte sich noch nicht zu diesem Entschlusse aufraffen und fuhr in der Betrachtung der englischen Garden fort. In seinem erheuchelten Interesse führte er die noch immer brennende Kerze in seiner Hand dicht an das Bild. Ganz unvermittelt sagte er dabei plötzlich: „Ei, Lilli, du hast hier ja ein wohnliches Zimmer."

„Gefällt es Ihnen?"

Der Klang ihrer süßen Stimme gab ihm seine Zuversicht zurück. Er drehte sich um. Lilli war mit dem Dochte der flackernden Lampe beschäftigt. Ihr Gesicht konnte er nicht sehen. Aber diese schlanke, zierliche Gestalt in dem graublauen Kleide, diese Taille

zum Umspannen machte ihn erzittern. Das kastanienbraune üppige Haar war zum dichten Knoten auf dem Haupt verschlungen. Einige Strähnen hatten sich losgelöst und fielen in den Nacken.

Walter sah das alles mit trunkenen Augen.

„Mir, mir gehörst du, Weib!“ rief er wild und stürzte auf sie zu. Mit der freien Hand umschlang er ihren Leib, um sie an sich zu pressen, das Haupt zum Kusse vornüber geneigt.

Langsam wandte Lilli das bleiche Gesicht, welches von der Lampe hell bestrahlt wurde.

„Endlich!“ rang es sich von Walters Lippen los. Dann taumelte er, wie von einem Schlage getroffen, zurück. Seine Rechte preßte das brennende Wachslichtchen zusammen. Beim Verlöschen schlug ihm die Flamme gegen die Finger und brachte eine schmerzhafte Blase hervor. Der junge Mann beachtete es nicht.

Er warf sich auf einen Sessel und barg das Antlitz in beide Hände. Er wollte nichts mehr sehen; aber dieses Gesicht, das ihn für eine Sekunde müde, ruhig, ergeben und traurig angeblickt hatte, verschwand nicht vor seinem geistigen Auge. Die Reinheit eines Kindes und die gütige Liebe einer Mutter sprachen aus ihren Zügen. Jeder Linie ihres Antlitzes war ein seltener Adel aufgeprägt. Er glaubte die Verkörperung seiner bangen Träume, seines jahrelangen Sehnens gefunden zu haben. Die Eindrücke der ver-

gangenen Stunden, die Empfindungen der letzten Minuten waren vergessen, entschwunden, verrauscht zu einem Nichts. Nur ein unendlicher Schmerz war geblieben. Das Ideal war in den Schmutz, in den Sumpf gestoßen, und er hatte selbst mit frecher Hand an diesem Werke gearbeitet.

Mit kläglichem Blicke wagte er es endlich, zwischen seinen Fingern zu ihr aufzuschauen. Immer stand sie noch an derselben Stelle, das große, blaue, von langen, dunklen Wimpern beschattete Auge fragend, ängstlich auf ihn gerichtet.

„Ist es denn wahr?" sprach er leise bei sich selbst. Langsam, als ob er eine Zentnerlast trüge, stand er auf. Sein Blick schweifte wieder ins Leere. Er glaubte in einen Abgrund zu versinken, an dessen Rande Lilli stand und ihm zuwinkte. Er ängstigte sich entsetzlich, aber um sie zu beruhigen, lächelte er. Es war in Wirklichkeit ein bitteres, tief-trostloses Lächeln, das über sein Antlitz flog.

„O lassen Sie mich gehen!" bat er sie dann.

„Bleiben Sie," flehte das Mädchen. „Bleiben Sie um seinetwillen," fügte es wie im Traume hinzu.

Er beachtete die Worte nicht. Sie trat ihm näher. „Ich habe Sie beleidigt, nicht wahr? O, ich will es wieder gut machen, was ich gethan."

„Ja, Sie haben mich beleidigt," schrie er auf. Sein Gesicht war qualvoll verzerrt. „Sie haben nicht mich allein beleidigt; Sie haben der ganzen Mensch-

heit ins Antlitz geschlagen! Den höchsten Gott haben Sie gehöhnt! Sie, die Sie anbetungswürdig schön sind, haben sich weggeworfen für feiles Geld. Fluch Ihnen! Fluch dem ersten Verführer! Fluch dem Schöpfer, der das zuließ!“

Ohne den Blick vom Boden zu erheben, schritt er auf die Thür zu, mit halbgeschlossenen Augen wie ein Nachtwandelnder. Als er die Hand an den Drücker gelegt hatte, blickte er noch einmal auf die Bewegungslose zurück. Fast in derselben Sekunde stand er wieder neben ihr; er preßte ihre Rechte in beide Hände.

„Lilli, verzeihen Sie meine frechen Lügen; sagen Sie mir, daß all diese Anschuldigungen nur unbegründete, häßliche Worte waren, daß ein Hirngespinst mich quält! Ich werde Ihnen glauben. Sie reden nicht; o geben Sie mir ein zustimmendes stummes Zeichen. Ich will Ihnen blindlings vertrauen und Ihnen danken mein Leben lang. Nein, Sie sind keine Verlorene.“

„Ich bin eine Verlorene,“ erwiderte Lilli leise und fest.

Walter preßte ihre Hand noch immer wie mit eisernen Klammern. Sie fühlte den Druck ebenso wenig, wie er vorhin die brennende Kerze gespürt hatte, die jetzt zertreten am Boden lag.

„Doch Sie sollen mich nicht ganz verdammen,“ hub sie in fast unhörbarem Flüstertone nach einer Weile ängstlichen Stillschweigens wieder an.

Langsam gab er ihre Hand frei. Sie nahm die Lampe vom Tisch und führte ihn leise durch die Thür,

in welcher sie vorhin für kurze Zeit verschwunden war. Auf den Zehen durchschritten sie eine kleine Küche. In dem anstoßenden, schmalen Raume verdunkelte Lilli das Licht sorgfältig mit einem Tuche. Stumm deutete sie dann nach einer Ecke des Zimmerchens. In einer Wiege schlummerte dort ein kleiner Knabe. Er ähnelte Lilli, nur war er noch bedeutend bleicher.

Als sie jetzt an dem Bettchen niederkniete und das Haupt in die Kissen barg, um bittere Thränen zu vergießen, da glaubte der junge Mediziner zu verstehen; ein Alp wich von seiner Brust. Er beugte sich über das blasse Gesicht des Kindes und hauchte einen Kuß darauf. „Beruhigen Sie sich doch," flüsterte er der Weinenden zu.

Sie schien ganz vergessen zu haben, warum sie den jungen Mann an die Wiege geführt hatte. Noch immer schluchzte sie leise.

Walter litt mit ihr, aber er ahnte nicht, wie tief ihr Herz bewegt war. Von jedem seiner Worte vorhin wie von einem Keulenschlag getroffen, hatte Lilli all die Qualen, all die Selbstvorwürfe vieler trostloser Wochen noch einmal durchfühlen müssen. In ihrer Herzensangst dachte sie nicht daran, daß dieser Mann da kein Recht hatte, zu verurteilen, daß er selbst, in den unlautersten Absichten hierhergekommen, so schuldig dastand wie sie.

Aber etwas anderes war ihr nicht entgangen. Sie fühlte sich dadurch noch mehr gequält in der Er-

innerung an die verstrichenen Zeiten und doch zugleich beseeligt: aus seinen verdammenden Worten sprach die Liebe zu ihr, der Ausgestoßenen, der Verlorenen.

In der That, der leidenschaftliche Mann liebte sie, nicht mit jener fast brüderlichen Zuneigung, die aus langem, vertraulichen Verkehr hervorgeht, sondern mit der alles verzehrenden Glut des Augenblicks. Er glaubte das Weib vor sich zu sehen, welches ihm von der Natur, vom Schicksal bestimmt war. Ja dieses Wesen hatte er vermißt seit dem Tage, da er denken konnte. Was kümmerte ihn zur Stunde seine ganze Vergangenheit, was fragte er nach Lorma, nach all den anderen, für die er einst geschwärmt!

Traurig und selig zugleich stand er an dem Bettchen neben der Knieenden. Mit behutsamer Hand hatte er sie an sich gezogen. Sanft streichelte er der Weinenden die Wange. Sie beruhigte sich langsam. Der blasse Knabe in der Wiege war erwacht. Bei dem Anblick des fremden Mannes begann er nicht nach Art anderer kleiner Kinder in Weinen auszubrechen, fast schien es, als ob er trotz seiner wenigen Monate schon ein Verständnis habe für die Leiden dieser Welt. Er haschte nach Lilli und zog ihre Linke mit seinen beiden kleinen Händchen ganz dicht an das Gesicht.

„Es ist mein Sohn, mein Hans," sprach die junge Mutter. „Seinetwegen bin ich noch auf dieser Welt und seinetwegen bin ich eine Dirne."

„Sagen Sie das nicht“, antwortete Ernsten. „Sagen Sie es mir zuliebe nicht. Ich weiß ja, daß Sie noch im Laster unschuldig wie ein Engel sind.“

„Nein, ich bin nicht unschuldig. Dieses Kind, mein Glück, mein Alles, ist das Kind meiner Schande. — Wollen Sie mich anhören?“

Er nickte stumm mit dem Kopfe und schob ihr einen Stuhl hin, auf den sie sich niedersetzte.

* * *

Sie berichtete darauf in leisem Tone. Ab und zu wurden ihre Worte noch von einem krampfhaften Schluchzen unterbrochen.

„Mein Vater lebt als begüterter Gutspächter in der Nähe des Dorfes Neuhoff in der Provinz Hessen. Seine Untergebenen lieben und fürchten ihn zugleich seines strengen, rechtlichen Sinnes wegen. Schon seit Jahren ist er verwitwet.

Mir gegenüber ließ er es nie an Ermahnungen fehlen. Mit Recht. Ich galt für einen ausgelassenen Wildfang.

Als ich vor etwa anderthalb Jahren aus der Pension zu Lausanne in das elterliche Haus zurückkam, hatte auf unserem Pachthof ein ansehnlicher, junger Mann aus unbemittelter Familie die Stelle eines Verwalters inne. Ich will Ihnen seinen Namen nicht nennen. Mögen Sie denselben nie erfahren! Sei es genug, wenn ich Ihnen sage, daß ich mit meinem heiß-

blütigen Naturell mich von Tag zu Tag mehr in ihn verliebte, da mich seine Schönheit ebenso wie sein stilles fleißiges Wesen bestrickte.

Mein Vater durfte davon nichts erfahren, denn er hatte mich schon dem Sohne unseres reichen Gutsnachbars zugesprochen. Als er mich nun eines Tages auf dem Hausflur in den Armen des Verwalters erblickte, jagte er diesen auf der Stelle fort. Zu spät. Vor zweieinhalb Monaten war ich bereits gefallen. Es war nach einem Balle gewesen. Ich hatte mich erst halb entkleidet, vom vielen Tanzen erhitzt und aufgeregt; unser ganzes Haus lag bereits in tiefer Ruhe, da kam der junge Mann in mein Zimmer geschlichen. Er wußte längst, daß ich ihn liebte. Er bekannte mir, daß er ohne mich nicht mehr leben könnte. Ich wollte schreien, ich wollte beten. Der Atem stockte mir. Seine Lippen brannten auf den meinen. Ich hatte alles um mich herum vergessen.

Später, als den Hausangehörigen mein gesegneter Zustand nicht verborgen bleiben konnte, mußte ich fort von unserem Gute. Kaum dieses Knäbleins hier genesen, empfing ich von meinem Vater die Nachricht, daß von nun ab zwischen ihm und mir, der Ehrvergessenen, alle Beziehungen abgebrochen seien. In dem Couvert lag eine geringe Abfindungssumme. Seit dem Tage, an dem er den Verwalter und mich im Gange unseres Hauses überraschte, hatte er kein Wort mehr mit mir gesprochen.

Kurze Zeit nach dem Wochenbett, halbkrank noch

machte ich mich auf den Weg nach Fulda, von wo mir unser ehemaliger Verwalter heimlich, vor mehreren Wochen schon, das letzte Lebenszeichen zugesandt hatte. Hier mußte ich bald einsehen, daß all seine einstigen Liebesschwüre nur berechnete Lügen gegenüber der reichen Erbin gewesen waren. Die besitzlose Verstoßene kannte er nicht mehr."

Ein heftiges Schluchzen verhinderte Lilli für einen Augenblick bei der Erinnerung an jene Schmach und Enttäuschung weiterzureden. Walter glaubte, daß diese Thränen dem früheren Geliebten galten. Er empfand keine Eifersucht, aber, voll Abscheu gegen den ruchlosen Verführer, ballte er in ohnmächtiger Wut die Faust.

Nach längerer Pause fuhr die unglückliche Mutter in ihrer Erzählung fort: „Fast verzweifelnd brach ich mit meinem Sohne nach der Residenz auf, um, ungekannt von aller Welt, irgend eine Beschäftigung zu suchen. Ich mietete ein kleines Zimmerchen. Nach tagelangen Bemühungen fand ich endlich eine Anstellung in einem Handschuhladen. Ich bekam mein Hänschen kaum noch zu sehen. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend mußte ich für wenig Lohn hinter dem Ladentische stehen. Ich murrte nicht, aber ich merkte, daß meine schwache Gesundheit von Tag zu Tag abnahm. Eines Morgens bedeutete man mir bei meiner Ankunft, daß ich wieder nach Hause gehen könnte. Ueber das Geschäft war der Bankrott erklärt. Ich erkrankte ernstlich vor Schreck und Angst. Daheim legte ich mich zu Bett. Der Arzt,

welcher meines schwächlichen Söhnchens wegen schon öfters bei uns vorgesprochen hatte, verordnete mir vollständige Ruhe und dem Kinde kräftige Kost und baldigen Luftwechsel. Sie können sich denken, wie mir zu Mute war. Meine Mittel schmolzen schnell zusammen. Ich sollte Hans aufs Land schicken und hatte kaum das Nötigste für die nächsten Tage. Die Wirtin verlangte ihre Miete. Fieberschauer plagten mich, während ich mehrere Tage hintereinander meine Bewerbungen um irgend eine Beschäftigung wiederholte. Niemand wollte mich annehmen; bei meinem leidigen Aussehen hatte man nur ein bedauernswertes Achselzucken. Ich erbot mich in der Zeitung zu Klavierstunden für wenige Pfennige. Zwei ältere Damen fragten eines Tages bei mir an; sie ließen mich ohne Nachricht; meine ärmliche Wohnung, meine krankhafte Blässe mochte sie abgeschreckt haben. Endlich gelang es mir, durch Nähen ein Weniges zu verdienen. Es reichte kaum aus, die Feuerung zu bestreiten. Dabei wurde der Zustand des Kleinen von Tag zu Tag bedenklicher. Ich beschloß, mich dem Arzt, einem Vertrauen erweckenden Manne, zu offenbaren. Derselbe machte ein sehr ernstes Gesicht und gab mir den Rat, mich an das Armenspital zu wenden. Dann sah ich ihn nicht wieder. Nur die Rechnung für die unbezahlte Pflege der letzten Wochen erschien von ihm bald darauf.

Mit Hans auf dem Arme begab ich mich eines Mittags in das mir bezeichnete Krankenhaus. Ein

freundlicher alter Herr empfing mich dort. Nach der Untersuchung meines Kindes versicherte er mir, wie früher der Arzt, daß nahrhafte Kost und frische Luft in kurzer Zeit jede Gefahr beseitigen würden. Ich setzte ihm meine Verhältnisse auseinander. Aus seinen gütigen Zügen sprach ein lebhaftes Bedauern. Doch zur Zeit konnte er bei der Ueberfüllung des Spitals nur ernstlich Erkrankte aufnehmen. „Sie müssen sich an die Armenverwaltung wenden," sagte er mir. „Ich werde Ihnen eine Karte an den Vorsteher derselben mitgeben."

Nach vielem Hin- und Herlaufen wurde ich am folgenden Nachmittage in das Vorzimmer dieses Herrn eingelassen. Das Wetter war damals sehr kalt. Eine große Menge Dürftiger und Beschäftigungsloser wartete hier bereits. Scheele, mißgünstige Blicke trafen mich bei meinem Erscheinen. Klopfenden Herzens betrat ich endlich das Bureau des Chefs; ein alter, dicker Herr mit goldener Brille empfing mich. Von einem hohen Drehstuhl schaute er auf mich herab; mehrere Schreiber umgaben ihn. Ich mußte ihm mein Vorleben erzählen. Bei der Erwähnung meiner Verführung blickte einer der anwesenden Beamten auf und musterte mich mit einem frechen Blicke. Als ich geendet hatte, fragte mich der alte Herr, ob ich noch für einige Tage zu leben habe. „Ich besitze etwa noch fünf Mark in Bar," antwortete ich ihm, „aber meine Schulden belaufen sich auf 37." „Nun Sie haben noch genug für die

nächsten Tage," erwiderte er dagegen, „ich werde in Ihre Heimat schreiben, in zweieinhalb Tagen können wir Nachricht haben. Ihr Vater ist begütert, wie Sie sagen. Mögen Sie auch Schande und Gram über sein Haupt gebracht haben, so hat er doch noch Verpflichtungen Ihnen gegenüber. Die Armenkasse kann, zumal in der jetzigen kalten Jahreszeit, unmöglich die Kinder begüterter Pächter verpflegen."

„Wollen Sie nicht warten, bis ich Ihnen alles selbst wieder abtragen kann," bat ich ihn mit Thränen in den Augen.

„Mag Ihr Vater nun wollen oder nicht," sagte er ziemlich trocken. „Zunächst werden wir uns an ihn halten müssen, schon mit Rücksicht auf die anderen Armen. Bar Geld ist auch für uns eine Lebensfrage."

„So will ich ihn selbst lieber noch einmal um Verzeihung anflehen," gab ich leise zur Antwort.

„Wie Sie wollen. In der angedeuteten Weise stehe ich Ihnen sonst gerne zu Diensten."

Ich war entlassen.

Mit schwerem Herzen entsandte ich einen Brief an meinen Vater, fast hoffnungslos, kannte ich ja seinen unbeugsamen Charakter nur zu gut.

Am folgenden Tage wurde mir eine ziemlich einträgliche Stelle als Verkäuferin eines größeren Geschäftes, allerdings erst für die Mitte des nächsten Monats, in Aussicht gestellt. Dieser Erfolg ermutigte mich ein wenig. Wenn mein Vater einer weicheren Herzens-

regung gehorchte und mir für wenige Wochen eine kleine Unterstützung zusandte, so war ich gerettet.

Am zweitfolgenden Tage erhielt ich aus Neuhof einen Brief. Meine schwache Hoffnung schwand wieder bei seinem Anblick. Mit zitternden Händen öffnete ich das Couvert. Mein Schreiben lag darin. Unter meinen Worten: „Deine reumütige, dich innig liebende Tochter" stand in festen harten Zügen: „Ich habe keine Tochter mehr. Peter Mannhart."

Jetzt bei der schrecklichen Gewißheit war ich auf einmal ganz ruhig geworden. Ich glaubte das wenigstens. Lächelnd gab ich meinem Kleinen die Brust, lächelnd kochte ich ihm noch einen süßen Reißbrei, sein Lieblingsgericht. Mir ist es heut, als ob damals mein Geist umnachtet war. Vor meinen Augen stand nur noch ein Bild, deutlich, klar, fast greifbar, die hohe Quaimauer draußen am Hafen und darunter der trübe, dumpf murmelnde Strom.

Allmählich beim Anbruch der Dunkelheit machte ich mich zum Weggehen bereit. Für meinen Vater hinterließ ich einen geschlossenen Brief; ich bat ihn noch einmal um Verzeihung. Das bare Geld und meine wenigen Habseligkeiten legte ich zu einem Häufchen zusammen. Auf einem offenen Zettel bestimmte ich das Päckchen für meine Gläubiger. Dann hüllte ich Hans in ein dünnes Tuch. Er schlief sanft. Den Schlüssel versteckte ich draußen auf dem Flur unter einer Stroh-

matte. „Sie werden ihn schon finden, wenn ich nicht wieder komme,“ dachte ich bei mir.

Niemand bemerkte mich, wie ich das Haus verließ. Am Flusse ging ein eisiger Wind. Ein Wächter patrouillierte langsam auf und ab. In der Dunkelheit wartete ich abseits hinter einem Schuppen. Der Gedanke kam mir nicht, daß ich auch anderswo meine That ausführen könnte. Endlich entfernte sich der Aufseher. Vorsichtig schlich ich bis dicht an die steile Ufermauer. Eine Laterne erhellte spärlich den Ort. Ihre matten Strahlen drangen bis in die Tiefe. Dort unten im Halbdunkel wogten leichte Nebel über dem Wasser wie finstere Gespenster. Ich fühlte ein leises Beben. Noch einmal mußte ich meinem Hänschen ins Auge sehen. Ich trat an das Licht heran. Vor Frost bebend, aber ganz ruhig schlang der Kleine seine Arme um meinen Hals. Ich glaubte in seinen Augen das Wort „Mörderin“ zu lesen. Ein Abscheu vor mir selbst packte mich. Ich konnte den Schritt nicht thun. Wie verfolgt eilte ich fort von der unheimlichen Stelle. Vor Kälte und Aufregung zitternd, kam ich nach Hause. Doch ich gönnte mir noch keine Ruhe. Nachdem ich mein Söhnchen warm gebettet hatte, schritt ich zu meiner Zimmernachbarin. Die Alte hatte mir früher schon öfters verlockende Vorstellungen gemacht, wie gut ich es bei meinem vorteilhaften Aeußern ohne irgendwelche Mühe haben könnte.

„Ich bin bereit“, sagte ich ihr daher bei meinem

Eintritt. „Mein Vater hat mich verstoßen für immer. Ich will ihm nicht mehr zur Last fallen. Was liegt auch noch an mir!“

Wenige Tage später kam ich hierher. Meine neue Wirtin überhäufte mich in der ersten Zeit mit Liebenswürdigkeiten; sie kaufte mir Kleider und ruhte nicht eher, als bis die ein wenig verwahrloste Wohnung ganz nach meinem Geschmack hergerichtet war. Kurz alles, was ich nur wünschte, wurde sofort ausgeführt. Ich erhielt Geld, soviel ich davon wollte. Hänschen konnte ich natürlich aufs Land geben. Er ist nur vorübergehend hier. Trotz des Halbdunkels haben Sie vielleicht schon bemerkt, daß er noch immer sehr bleich aussieht. Und doch hat er sich bereits merklich erholt.

Gewiß würde ich richtiger handeln, wenn ich das Kind vorläufig noch ganz aus der dumpfen Stadtluft ließe. Aber ich konnte nicht anders, ich mußte Hans wenigstens für einige Stunden wiederblicken. Er gilt mir ja alles. Das Zimmer, die Wiege hier ist mein Tempel. Sie sind der erste Fremde, der in das Heiligtum dringen durfte. Sehen Sie, dieses kleine Wesen da soll dereinst zu einem braven Mann heranwachsen. Wenn es einen gerechten Gott im Himmel gibt, so wird der Sohn nicht büßen müssen, weil die Mutter eine Dirne war.“

⁂

Den letzten Satz hatte Lilli, wie von Angst gepeinigt, laut und abgebrochen hervorgestoßen. Ihre Wangen erglühten in Aufregung. Krampfhaft hielt sie, leicht zurückgebeugt, mit der Linken die Lehne ihres Stuhles umschlungen. Walter stand noch immer vor ihr. Er faßte ihre Rechte, und sein Händedruck sprach deutlicher als Worte können.

Lilli sah schüchtern zu ihm empor. Wie sie jetzt seine dunklen Augen schaute, da vergaß sie für den Augenblick ihr eigenes Weh. Seine Blicke schweiften über ihr Haupt hinweg, sie schienen durch die Mauern zu dringen, weit, weit in endlose Fernen. Es lag etwas Verklärtes, Ueberirdisches darin.

Ein Gedanke hatte den jungen Studenten ergriffen. Fast unmerklich war er ihm zuerst gekommen, aber jetzt wurde ihm die Verwirklichung desselben zum Entschluß, zur Lebensaufgabe. Dieses Weib mußte er retten, und wäre es einer Welt zum Trotz.

„Wie hoch belaufen sich Ihre Schulden?“ fragte er daher plötzlich, scheinbar ohne alle Veranlassung. Noch immer schauten seine Augen nicht zu ihr nieder.

Die Angeredete ahnte nur halb, worauf er hinaus wollte. „Es ist zu spät“, antwortete sie. „Mit ehrlicher Arbeit kann ich mich nicht mehr frei machen. Heute schulde ich der Wirtin noch 47 Mark, am Ende dieses Monats muß ich ihr weitere hundert für Miete bezahlen.“

„Rund 150 Mark,“ sprach er halblaut bei sich. Seine Stimme wie seine Miene verrieten Zuversicht. Er hatte die Angabe größerer Summen erwartet.

„150; 112 minus 52; 40,“ fuhr er in seinem Selbstgespräche fort. „Es muß gehen, es muß gehen. — Wollen Sie mir eben einen Bleistift leihen?“

Lilli willfuhr seinem Wunsch.

Walter war dicht an die verhängte Lampe getreten. Hier begann er in ein Notizbuch, das er aus seiner Brusttasche hervorgezogen, allerlei Zahlen zu schreiben. Er rechnete mit leiser Stimme.

Die junge Mutter blickte ungläubig zu ihm hinüber. Sie hatte ja selbst zu oft hin und her erwogen, ohne an ihrem Lose dadurch etwas zu ändern.

Der Rechner blickte nach einer Weile auf. Sein Gesicht zeigte nicht mehr die ganze Siegesgewißheit von eben. Die Unterlippe hing schlaff herab wie zumeist. „Es ist viel Geld,“ hub er jetzt an. „Viel Geld für unsereinen und doch — es muß geschafft werden. Es muß.“ Wieder leuchtete es in seinem Auge auf. Das unerbittliche, kategorische Muß schien ihm neuen Mut zu geben.

„Ich beziehe monatlich einen Wechsel von 112 Mark“, fuhr er in seiner Rede fort, das Auge zu Boden gerichtet, „so eine Art Gnadenbrot von meinem Onkel mütterlicherseits, einem sehr vermögenden Herrn, der seit beinahe fünfzehn Jahren in der Südschweiz und Norditalien seiner Gesundheit wegen lebt. Obwohl ich

eigentlich der einzige nähere Verwandte von ihm bin, bestehen doch nicht gerade die innigsten Beziehungen zwischen uns. Der alte unverheiratete Mann hat es eben seiner Schwester wohl nie verziehen, daß sie ihn meines Vaters wegen verlassen konnte. Von jeher brustleidend, war er zu sehr an ihre Pflege gewöhnt. Zwar wollte er all die aufopfernde Sorgfalt meiner Mutter vor ihrer Verheiratung nie recht anerkennen, aber später unter fremden Menschen soll er sich gar oft nach ihrer liebreichen Hand zurückgesehnt haben.

Doch es kommt mir nicht zu, dem kranken Greise Vorwürfe zu machen. Er, der mit seinen Renten genießen könnte wie nur einer, muß sich seit Jahren auch die unschuldigsten Vergnügungen vorenthalten. Zuletzt kann ich auch nur mit seiner Hilfe studieren. Mein Vater starb schon vor mehreren Jahren, ohne irgend welches Vermögen zu hinterlassen. Kurz darauf folgte ihm meine Mutter. Einige Tage nach ihrem Tode bekam ich von meinem Oheim, den ich bis zu diesem Tage noch nie gesehen habe, einen ziemlich kühl gehaltenen Brief aus Italien. Auf der ersten Seite hielt er es für seine Pflicht, den mittellosen Neffen zu unterstützen. Dann folgte eine längere Auseinandersetzung über den Wert des Geldes von einst und heute. Es wurde haarscharf bewiesen, daß zu unserer Zeit 112 Mark den Werth von 28 Thalern zu Anfang der Fünfziger-Jahre hätten. „Ich habe mit diesem Wechsel gut und bequem studieren können, Du wirst es mit der entsprechenden

Summe auch", waren ungefähr meines Oheims Worte. „Solltest du etwa Schulden machen, so hafte ich nicht dafür. Die Rechnung für deine Kleidung darfst du mir am Ende jeden Vierteljahres zusenden. Auch in diesen Ausgaben sei maßvoll." Mit ähnlichen Betrachtungen wurde ich bis zum Schlusse des Briefes unterhalten. Es war eigentlich der erste und der letzte. Später haben wir nur einander das Notwendigste mitgeteilt. Ich schickte kurze Berichte über meine Studien und meine Ausgaben ein. Der Oheim beschränkte sich auf die Uebersendung der festgesetzten Summe. Von seiner Seite dürfen wir also nichts erwarten."

Walter hielt einen Augenblick inne, unwillig und ärgerlich, daß er Lilli mit solchen Nichtigkeiten quälen mußte. Sein Auge blickte wie flehend auf die Verstoßene. Das schöne Mädchen stand an der Wiege. Ihr Gesicht war nur undeutlich zu erkennen; aber eine Ahnung sagte dem Mediziner in dieser Sekunde, daß er verstanden war.

Nach einer kleinen Weile trat Lilli zu ihm heran. Ihre Lippen flüsterten etwas kaum hörbar. Sie dankte dem Manne, der mit aller Kraft an ihrer Rettung arbeiten wollte und unglücklich über seine Schwäche war. Verstand Ernsten ihre Worte auch nicht, was ihr Auge sagte, verstand er. Alle Arbeiten, alle Mühsalen, die ihn ihretwegen erwarten mochten, schienen ihm zur Stunde tausendfach im Voraus bezahlt.

So schauten sie sich eine Weile an, von dem

matten Lichte der nahen Lampe bestrahlt. Bei einem zufälligen Seitenblicke bemerkte Walter das Notizbuch, in dem er vorhin gerechnet. Er beugte sich darüber und nahm es in die Hand.

„Noch mit dem Pfennige müssen wir schachern und geizen," sagte er dann, gezwungen lächelnd. „Es hilft nun einmal nichts. — Ich werde Stunden geben und Referate für medizinische Journale einliefern. Für beides habe ich hier 50 Mark aufgeschrieben. 40 kann ich von meinem Wechsel zurücklegen. Das macht monatlich 90 Mark. Meine Wohnung ist ja billig. Das Hauptgeld verschlangen doch bisher die Theater und Vergnügungsorte.

Wie verhält es sich denn bei Ihnen mit der Kündigungsfrist? Sie werden doch nicht für längere Zeit als vier Wochen verpflichtet sein?"

„Ich muß der Wirtin spätestens bis zum fünfzehnten Nachricht geben, falls ich im kommenden Monat umziehen will."

„Ach, da wird ja alles gut werden!" rief er bei ihrer Antwort aus. „Heut über vier Wochen tilge ich mit meinem nächsten Wechsel den Rest Ihrer Schuld. Sie finden inzwischen Arbeit, mit der Sie Ihren Lebensunterhalt bestreiten. Ich suche Ihnen ein billiges Zimmerchen. Und sollte wider alles Erwarten irgend eine Schwierigkeit in den Geldgeschichten eintreten, nun, so muß sich die Wirtin eben für einige Zeit mit der vollständigen Abzahlung vertrösten."

Ernstens Stimme klang zuversichtlich, fast fröhlich. Mit dem Sprechen war ihm sein ganzer Mut zurückgekehrt. „Hier stehen außerdem noch sieben Mark, die mir ein Bekannter schuldet“, fuhr er fort. „Sie sprachen doch vorhin von Handarbeiten. Erst neulich erkundigte sich eine Familie gesprächsweise nach einer empfehlenswerten Näherin bei mir. Vielleicht nimmt auch doch noch am Ende jemand bei Ihnen Klavierstunde. Eine Stelle im Geschäfte wird frei.

Nur nicht verzagen! Wir dürfen die Schlacht nicht verloren geben, bevor wir sie noch aufgenommen.

Nein, wir wollen hoffen und kämpfen.“

Die Angeredete dachte an Hans und das Pflegegeld für ihn. Die Wirtin fiel ihr ein, welche sie durchaus abends auf den Hauptstraßen, in den belebten Lokalen wissen wollte und ihr in der letzten Zeit fortwährend in keifendem Tone Vorwürfe wegen ihrer Schüchternheit machte. Ihre schweren, vergeblichen Kämpfe flogen noch einmal an ihrem geistigen Auge vorüber. Gleichwohl erwiderte sie nichts. Sie brachte es nicht übers Herz, den Studenten aus seinen Träumen in die nüchterne Wirklichkeit zurückzustoßen, ebensowenig wie sie diese übergroße Aufopferung mit förmlichen Worten ablehnen mochte. Und dann — dann glaubte sie ja selbst, ohne es zu ahnen, an den erschienenen Erlöser, begeistert durch seine Begeisterung.

„Es ist Zeit zu gehen“, sprach Ernsten jetzt leise. Beide blickten nach der Thür, die in die Küche führte.

Keines sagte etwas, aber sie verstanden sich. Jenes andere Zimmer, wo sie zuerst gewesen, durfte Walter in seiner erhobenen Stimmung nicht noch einmal betreten.

„Ich werde Ihren Ueberzieher holen", unterbrach Lilli das Schweigen. „Dieser Raum stößt an den Treppenflur." Bei ihren Worten deutete sie in der Richtung der Wiege nach der zweiten Thür des kleinen Gemaches. Dann verschwand sie in der dunklen Küche.

Unmittelbar darauf zog der Student aus seiner Tasche eine kleine Börse hervor. Sie enthielt seine ganze Barschaft. Von den gestern Abend eingelaufenen 112 Mark besaß er ungefähr noch 104. Er zählte 40 Mark in Gold ab und legte sie neben die Lampe auf das Wäscheschränkchen.

Im nächsten Augenblicke kam die junge Mutter mit Walters Mantel über dem Arm zurück. In ihrer Hand hielt sie seinen Hut und eine brennende Kerze.

Sie erblickte das Geld. In stummer Dankbarkeit drückte sie Ernstens Hand.

Wie sie ihm jetzt beim Anlegen des Mantels behülflich war, beugte sie ihre Lippen ganz nah über seine Finger. Wenn auch ihr Mund seine Linke nicht berührte, der Mediziner hatte doch den Hauch des Kusses gespürt. Sobald er sich unbeachtet glaubte, führte er schnell dieselbe Hand an die eigenen Lippen.

Bevor sie dann beide auf den Zehen zur Treppe hinausschritten, ging Walter noch an die Wiege des Kleinen, streichelte und küßte ihn lächelnd.

Erst beim Abschiednehmen unten in der offenen Hausthüre fiel dem Studenten ein, daß sie ihre Adresse noch gar nicht einander mitgeteilt hatten. Bei dem Scheine des flackernden Lichtstümpfchens überreichte er jetzt seine Visitenkarte.

„Ich heiße Agathe," sagte das Mädchen dagegen. „Lilli ist nicht mein wahrer Name. Wenn wir je wieder zusammenkommen, so nennen Sie mich Agathe, nicht wahr? Es ist das Wort, auf das ich einst als unschuldiges Kind hörte," fügte sie, wie im Selbstgespräche, traurig lächelnd hinzu.

„Und an welche Adresse darf ich etwaigen Falles schreiben, Fräulein Agathe?"

„T.... gasse 36!"

„Leben Sie wohl auf baldiges Wiedersehen!"

„Leben Sie wohl, mein Herr, und vergelte Ihnen Gott all Ihre Güte!"

Sie drückten sich noch einmal die Hand. Das schwere Thor schloß sich leise knarrend und ächzend.

Oben in ihrer Wohnung sandte die Mutter an der Wiege ihres Kindes ein brünstiges Gebet gen Himmel.

Walter schritt durch das Gassengewirr. Er fand sich nur mit Mühe zurecht. Endlich erreichte er die Friedrichsstraße wieder. Er mußte in der That kreuz und quer in der Irre gelaufen sein; nicht weit von ihm strahlten die elektrischen Lichter des Nacht-Cafés, in welchem er vorhin mit seinem Freunde gewesen war.

Eine geraume Zeit starrte er sinnend nach den erleuchteten Scheiben hinüber. Seine Lippen zuckten verächtlich. Ein Gefühl des Triumphes erfüllte seine Brust. All das, was ihn dort bewegt hatte, lag hinter ihm, überstanden, überwunden. Die Zukunft mit ihren Sorgen und Arbeiten schreckte ihn nicht. Er sehnte Mühen und Entbehrungen herbei. „Durch Nacht zum Licht," sprach er bei sich im Weitergehen. Unwillkürlich schaute er zum Himmel auf. Sein Auge suchte einen Stern in der dunklen Nacht zu entdecken. Er wollte darin das Licht sehen, das auf seine Zukunft herniederstrahlte, aber dicht zusammengeballte Nebel ließen den Blick nicht einmal bis zu den Giebeln der Häuser dringen. Diese trüben, dunklen Massen, die da träge in den scharf abgegrenzten Strahlenbündeln der Gaslaternen vorüberzogen, schienen dem nächtlichen Wanderer zu drohen. Beklommen blickte er wieder nieder.

Längst hatte es schon zwei Uhr geschlagen, als der junge Mann seine Wohnung erreichte. In der Zimmerluft verspürte er Kopfschmerzen. All die Aufregungen der Nacht waren nicht spurlos an ihm vorübergegangen. Gleichwohl setzte sich der Heimgekehrte noch an seinen Schreibtisch. Bei seiner jetzigen Stimmung galten ihm Müdigkeit oder körperliche Abspannung für nichts. Es kam nur darauf an, was er sich vorgenommen. So dämmerte der winterliche Morgen schon herauf, wie Walter endlich das Lager aufsuchte.

Seine Arbeit in dem medizinischen Werke Lassars hatte er noch um ein beträchtliches Stück über das blaue Kreuz hinaus, das seinem heutigen Pensum ursprünglich ein Ziel setzte, ausgedehnt.

„Das ist alles nur der Anfang," sagte er zu sich selbst, im Bette ausgestreckt, schon halb schlummernd. „Morgen gibt es außer Examens- noch Nahrungs- und Lebenssorgen.". Zufrieden schlief er ein.

* * *

Am folgenden Morgen suchte Walter Ernsten die Familie auf, die sich kürzlich nach einer tüchtigen Arbeiterin in Weißzeug bei ihm erkundigt hatte. Agathe erhielt bald darauf einen größeren Auftrag. Das war aber auch trotz manchen Ganges und mancher Bemühung nach fast einer Woche noch immer der einzige namhafte Erfolg des jungen Studenten. Ein kleiner Aufsatz für ein medizinisches Blatt brachte kaum die Unkosten der verschiedenen Zeitungsanzeigen wieder ein. Auf alle Nachfragen hin meldete sich bei Walter, endlich nach fünf Tagen, ein Gymnasial-Untertertianer, um wöchentlich zwei Nachhilfestunden zu nehmen.

Bei diesen Mißerfolgen mochte Ernsten natürlich Agathe nicht gegenübertreten. Er schrieb ihr daher am sechsten Februar einige herzliche Worte ohne weitere Erwähnung seiner vergeblichen Anstrengungen. Mit dem Briefe übersandte er zugleich zehn Mark. Es

blieb ihm jetzt im ganzen von seinem Wechsel kaum noch die Hälfte.

Er war nah daran, seinen Freund in das Geheimnis zu ziehen. Bisher hatte er Richard gegenüber beharrlich geschwiegen, trotzdem derselbe im Laufe der Woche schon einige Male zu ihm gekommen war. Ernsten fürchtete in dieser Angelegenheit die Spötteleien des anderen mehr als je. Der Gedanke, über Agathe ironische Bemerkungen hören zu müssen, machte ihn erschaudern. Dann sagte er sich zwar wieder, daß Richard in der Tiefe seines Herzens ebenso weich fühlte wie er, ja daß ihn mit Recht der Vorwurf unkameradschaftlichen Benehmens träfe. Doch diese Bedenken verflogen schnell, wie sie kamen. Walter schwieg noch aus einem anderen Grunde, dessen er sich allerdings nur halb bewußt war. Ganz allein, ohne fremde Hilfe, wollte er das Mädchen retten, er geizte mit seinem Glück.

In seiner jetzigen mißlichen Lage überlegte er noch hin und her, was zu thun, als ihn am Morgen des achten ein ehemaliger Schulkollege besuchte. Dieser hatte von seinen Bewerbungen um irgendwelche Beschäftigung gehört. Zur Zeit durch das philologische Doktorexamen vollauf in Anspruch genommen, bat er Ernsten, an seiner Stelle für einige Wochen den täglich zwei- bis dreistündigen Unterricht eines Sekundaners zu übernehmen.

Der junge Mediziner war mit einem Schlage aus

allen Sorgen. Wöchentlich zwanzig Mark Verdienst! Das übertraf seine kühnsten Hoffnungen. Er dachte nicht mehr daran, Richard aufzusuchen. Zwar konnte der Philologe den Prüfungstermin nicht voraussagen. Vielleicht kam der Tag sehr bald und dann war diese Erwerbsquelle für Walter versiegt, doch das kümmerte ihn zunächst in seiner freudigen Aufregung kaum. Alles erschien ihm im rosigsten Licht.

Auch in der Folgezeit hielt diese Fröhlichkeit an. Mit Lust und Liebe frischte er für die Nachhülfestunden seine Kenntnisse des Lateinischen und Griechischen wieder auf. Heut spürte er nichts mehr von dem Widerwillen und der langen Weile, die er einst als Knabe bei diesen Studien empfunden hatte. Dabei fand er die nötige Muße, seine medizinischen Kenntnisse zu erweitern. Des Vormittags erschien er regelmäßig in den Operationszimmern des Krankenhauses. Bei der Arbeit im ungeheizten Zimmerchen überschlich ihn manchmal spät abends die Müdigkeit. Dann brauchte er sich nur Agathes Bild vor Augen zu zaubern, und Schlaf wie Unlust waren verflogen. Er verglich sich selbst mit dem Riesen Antäus, dem die Berührung der Mutter Erde immer wieder frische Kräfte gab.

Nach lärmender Zerstreuung verlangte es ihn nicht wie einst. Seine Geldausgaben beschränkten sich auf das Allernötigste. Ein Einsiedler hätte nicht einfacher und sparsamer leben können als er.

Mit Agathe war er seit jenem Abend nicht wieder

zusammengekommen. „Ich bin im Augenblick zu sehr mit Arbeiten überladen, um Zeit für einen Besuch übrig zu haben," schrieb er ihr, ein wenig wichtig thuend, in der zweiten Woche. „Doch um Ihr Bild möchte ich Sie bitten."

Die junge Mutter antwortete ihm bedauernd, daß sie zur Zeit über keine Photographieen verfügte. Geld konnte sie natürlich unter den jetzigen Umständen dafür nicht ausgeben.

Walter war etwas niedergeschlagen. Gleichwohl beharrte er bei seinem allmählich gefaßten Entschluß, Agathe nicht vor dem Beginn des nächsten Monats zu besuchen. Dann waren alle Schulden bezahlt, alle Schwierigkeiten überwunden. In einer neuen Wohnung, wo ihn nichts mehr an die traurige Vergangenheit erinnerte, wollte er ihr Dankeslächeln entgegennehmen.

Hin und wieder überkam ihn auch eine Verzagtheit. Das war nur selten. In solch bangen Minuten redete er sich ein, Agathe sei gar nicht schön. „Und ich liebe dich doch," rief er im nächsten Augenblicke wie in Fieberphantasieen. „Ich liebe dich, weil du ein Engel bist."

Ein andermal fragte er sich scheinbar ganz ruhig: „Wenn sie mich nun betrügt?" Diesen Satz wiederholte er mehrfach in überlegendem Tone, als ob er den Sinn seiner eigenen Worte nicht recht erfaßte. Er wollte sich damit über die Angst hinwegtäuschen, welche ihn auf einmal ergriffen hatte. Aber der entsetzliche Alp ließ

sich nicht abwehren. Verzweifelnd sprang der Mediziner auf, um in Agathes Wohnung zu eilen und sich zu vergewissern. Schon auf der Treppe seines Hauses kehrte er wieder um. Sein Vorhaben schien ihm erbärmlich. In diesem Augenblicke fühlte er sich zwiefach unglücklich: er zweifelte noch immer und zu gleicher Zeit verachtete er sich selbst deswegen. Oben in seinem Zimmer nahm er mit ungewöhnlicher Selbstüberwindung von neuem die unterbrochenen Studien auf. Die Arbeit zeigte allmählich ihre erlösende Kraft. Nach zweistündiger anhaltender Thätigkeit kniete Walter vor seinem Bette nieder, das Gesicht in die Kissen bergend. So leistete er Agathe im Stillen Abbitte. Rein und schön stand ihr Antlitz wieder vor seinem geistigen Auge.

Was er für das Mädchen in solchen Stunden empfand, war kaum noch Liebe zu nennen, das war ein Kult, eine Religion. Er träumte von einer wunderbaren, sorgenfreien Zukunft. Ganz allein mit Agathe und Hänschen wohnte er in einem Schloß am fernen Meere. Ein wohlgepflegter Park erstreckte sich bis an den Strand, an dem sich die Wellen leise plätschernd brachen. Er selbst war der Diener der Mutter und ihres Kindes. Manchmal durfte er flüchtig ihre Hand an seine Lippen führen, so wie sie sich einst über seine Linke gebeugt hatte.

Diese Bilder der Phantasie umschwebten ihn häufig bei seinen Arbeiten. Er fühlte sich nicht dadurch in seiner Aufmerksamkeit abgelenkt. Für wenige Sekunden

schloß er nur manchmal beseligt die Augen; er glaubte glücklich zu sein. Ganz passend verglich er sein jetziges Leben mit einem Märchen. Eine Zauberwelt hatte sich ihm erschlossen. So führte er auch seinen Vorsatz, von Agathe vorläufig fern zu bleiben, verhältnismäßig leicht aus. Er ahnte unbewußt, daß trotz all seiner Träume bei einem persönlichen Verkehr die Beziehungen zwischen ihnen beiden unmöglich frei von jeder irdischen Schlacke sein konnten; er wie das Mädchen waren zuletzt Wesen aus Fleisch und Blut. Walter hegte deshalb bei weitem noch keine Furcht vor der nächsten Begegnung; nein — er empfand aber auch nicht die Sehnsucht, die vielleicht bei ihm hätte vorausgesetzt werden dürfen. Die bevorstehende Zukunft, welche mit der seiner Träume wenig gemein haben konnte, schreckte ihn nicht und lockte ihn kaum. Um so ungetrübter genoß er die Gegenwart.

Sein Glück sollte eines Nachmittags zu jähem Ende kommen. Der Philologe, den Walter vertrat, meldete auf einer Karte ein glücklich bestandenes Examen. Damit waren die täglichen Nachhilfestunden für Ernsten abgeschlossen. Sie hatten 16 Tage gedauert.

Am andern Morgen erhielt er ganz unerwartet ein Schreiben Agathes.

„Sehr geehrter Herr,“ hieß es in demselben. „Wenn ich Ihnen zu sagen vermöchte, wie leid mir es thut, daß ich Ihnen zum Lohne für alle Ihre Güte

und Aufopferung nur mit neuen Betteleien und Klagen nahen kann!

Ich bin nämlich seit drei Tagen vollständig ohne Arbeit. Vor ungefähr 14 Tagen hatte ich den Auftrag erledigt, der mir auf Ihre freundliche Bemühung hin erteilt wurde. Ich schrieb Ihnen damals, daß mir auf Vermittlung meiner Nachbarsfamilie bereits neue Arbeit in Aussicht stünde. Wie ich Ihnen in meinem vorigen Briefe mitteilte, habe ich denn auch weitere 12 Tage die Hülle und Fülle zu thun gehabt.

Leider bin ich nicht immer bezahlt worden; deshalb mußte ich Ihr Geld, welches Sie zu ganz andern Zwecken bestimmt hatten, für den Lebensunterhalt in Angriff nehmen.

Sehr geehrter Herr! Sie würden mir diesen Fehltritt gewiß verzeihen, wenn Sie wüßten, wie schwer mir das wurde. Ich sah ja keinen andern Ausweg mehr.

Die Wirtin droht mir jetzt tagtäglich mit der Polizei; auch die Nachbarsleute, die mir noch sechs Mark schulden, sind bedeutend kälter gegen mich geworden.

Für mein Hänschen habe ich auf dem Lande ein etwas billigeres Unterkommen gefunden, so daß ich jetzt monatlich 25 Mark für ihn bezahlen muß. Das ist immer noch viel Geld. Es geht dem Kleinen gut, er bekommt zusehends frischere Farben.

Ich bin recht traurig, daß ich Ihnen nur diese eine gute Mitteilung machen kann, aber Sie haben

mir ja selbst in Ihrem ersten werten Schreiben vollständige Offenheit anbefohlen.

Vielleicht könnten Sie für mich noch einmal gütigst einen Auftrag ermitteln. Morgen früh soll ich auch bei der Nachbarsfamilie um Näharbeit wieder anfragen. Ich werde mir erlauben, Ihnen über den etwaigen Erfolg sofort Nachricht zu geben.

In steter Dankbarkeit und tiefster Ehrerbietung

Agathe Mannhardt."

Nachdem Walter den Brief mehrere Male gelesen, starrte er trübselig vor sich hin. „So ist denn alles aus", murmelte er trostlos. „Und nur ich bin daran schuld. Hätte ich doch vernünftigerweise Agathe aufgesucht, als sie mich in ihrem ersten Schreiben so schüchtern darum bat. Aber nein, da mußte ich etwas Besonderes haben. Der schriftliche Verkehr schien pikanter als der mündliche. Nun zu drei Briefen von ihr hab' ich es richtig gebracht. Und heute! — Wo ich hinsehe Mißverständnis und Unordnung."

Er lachte bitter auf und schlug sich wütend vor die Stirn. „Narr der ich war! Ich bildete mir etwas auf meinen Fleiß ein und ich kümmerte mich nicht einmal um das Nötigste. Luftschlösser konnte ich hier bauen, während die Aermste unbeschäftigt war, während sie darbte."

Bei den letzten Worten warf er sich auf sein Bett und begann leise zu weinen. Die Thränen brachten

ihm keine Erlösung. Seine Aufregung nahm im Gegenteil zu. Von Zeit zu Zeit überkam ihn ein krampfartiges Schluchzen. Er erschöpfte sich in den ungereimtesten Selbstvorwürfen. Der Rückschlag, der früh oder spät kommen mußte, war eingetreten. Bis zu einem gewissen Punkte hatte sich die Natur Gewalt anthun lassen. In den letzten Zeiten mochte Walter wohl manchmal über seine Schwächen von einst lächeln; er glaubte sie abgestreift zu haben, wie man ein Kleid ablegt. Sein Ideal in der Brust schützte und stärkte ihn ja. Gewiß, er hatte gehandelt; was er sich vorgenommen, hatte er bis zu einem bestimmten Punkte durchgeführt, aber die ununterbrochene Anstrengung, die Ueberreizung der Phantasie, diese ganze aufreibende Lebensweise dreieinhalb Wochen hindurch hatten seine Nerven schwer mitgenommen. Es gehörte eine größere Widerstandsfähigkeit als die seine dazu, all das durchzumachen. Gestern noch ein Held, ein „Antäus“, wälzte sich heute der junge Mann auf seinem Lager, mutlos und schwach. Es hätte keines Herkules bedurft, ihn zu überwinden.

In seiner Not überkam ihn plötzlich eine längst nicht mehr gekannte Sehnsucht nach Richard. Er wollte zu ihm eilen. Im nächsten Augenblicke scheute er wieder davor zurück. Eine Empfindung des Grolls und der Abneigung gegen seinen Freund überschlich ihn. Wie ganz anders war ihr Verhältnis noch vor einem Monat! Damals tagtäglich zusammen und heute

höchstens ein zufälliger, flüchtiger Gruß in der Universität oder auf der Straße.

Richard hatte bald mehr als eine vorübergehende „moralische Anwandlung", wie er es nannte, hinter Ernstens Wirken und Walten herausgefunden. Die Geheimnisthuerei seines Studiengenossen ärgerte ihn.

Walter wußte das. Im drückenden Gefühl seiner eigenen Verschuldung zürnte er jetzt demjenigen, dem er unrecht gethan.

* * *

Tausend wirre Gedanken kreuzten sein Hirn, wie er, unzufrieden mit sich und der Welt, bald ins Leere starrte, bald das Haupt wieder in die Kissen barg.

So überhörte er nach einer Weile vollständig ein zweimaliges leises Klopfen, das von draußen ertönte. Erst als die Thür vorsichtig geöffnet wurde und ein Kopf zur Stube hineinblickte, sprang er von seinem Bette auf.

Vor ihm stand sein Freund.

Richards Wesen verriet eine gewisse Förmlichkeit, er war Ernsten gegenüber nicht mehr derselbe wie früher. Mit leichter Verbeugung begrüßte er seinen Studiengenossen. Das Anerbieten Walters, auf dem Sopha Platz zu nehmen, wollte er zuerst bescheiden ablehnen. Nachdem er sich endlich gesetzt hatte, neigte er noch mehrmals dankend das Haupt. Von Zeit zu

Zeit blies er den Atem von sich, wie unter einer schweren Last keuchend oder von der Hitze gedrückt. Sein Gesicht glänzte förmlich vor Feierlichkeit. Diese Grandezza stand ihm sehr komisch. In seiner Gespreiztheit erinnerte er unwillkürlich an einen Truthahn, der in gravitätischem Schritte durch den Hühnerhof wandelt.

Walter hatte in seiner jetzigen Stimmung kein Auge für diese unfreiwillige Komik. Er fühlte nur das Unangenehme an der Sache heraus. Um seinem Freund das verweinte Gesicht zu verbergen, machte er sich an seinem Schreibpult bei seinen Büchern zu schaffen. Seine Absicht erreichte er natürlich nicht. Richard hatte auf den ersten Blick das aufgeregte Antlitz und die geröteten Augen des anderen gesehen.

„Ich bin schon, glaub' ich, seit einer ganzen Woche nicht mehr hier gewesen", hob der Ankömmling in gezwungen leichtem Tone nach einer Weile peinlichen Stillschweigens an.

In Wirklichkeit waren seit seinem letzten Besuche bereits elf Tage verstrichen. Er wußte das recht wohl, aber seinem Freunde sollte die Gelegenheit werden, verbessernd einzufallen.

Walter schwieg beharrlich, noch immer abgewandt. Richard ging zu etwas anderem über. „Weißt du auch schon das Allerneueste?"

„Nun?" fragte Ernsten in einem Tone, der nicht gerade zu viel Interesse verriet.

„Ach, das ist ja vorzüglich! Die zweite Büffetdame im Café Sumpf, Do . . . straße, ist von ihrem kleinen polnischen Grafen vorgestern Abend in die südfranzösischen Bäder entführt. Alles Nähere unbekannt. Ohne Zweifel hübsch war sie und hübsch viel Geld wird sie ihn auch kosten. Nun, er kann dabei nicht mehr als sein Vermögen verlieren, Verstand hat er ja nie besessen. Rate 'mal, von wem ich das brühwarm bekommen habe?"

Walter war unterdeß ans Fenster getreten. Dem fleißigen Ausblicken nach zu schließen, mußte irgend ein Vorgang auf der Straße seine Teilnahme in hohem Grade erwecken. Auf Richards Frage hin antwortete er jetzt mit einigen Namen aus ihrer Bekanntschaft. Wenn er statt dessen von 1 bis 25 gezählt oder die Bezeichnungen sämtlicher Schädelknochen hergesagt hätte, wäre er kaum weniger bei der Sache gewesen.

Sein Freund, der das wohl herausfühlte, fing an, ernstlich böse zu werden. Er bemühte sich, seinen Unmut niederzukämpfen. Scheinbar unbeirrt sagte er „Nun, du rätst es doch nicht. Wolf hat es mir erzählt." Bei diesem Namen blickte er scharf nach dem andern hinüber; er schien eine besondere Wirkung erwartet zu haben.

Walter rührte sich nicht, vom Fenstervorhang halb verborgen.

„Ich habe dieser lebendigen chronique scandaleuse meinen Mantel geborgt," fuhr Burkert fort. „Er mit

seinen Athletenschultern kann ihn natürlich nicht anziehen; das Ding soll auch nur zum Scheine in seinem Zimmer hängen. Sein Ueberzieher ist nämlich zur Zeit ins Leihhaus gewandert und statt dessen hat sich sein Vater zum Besuch auf der Durchreise bei ihm gemeldet. Ohne mich wäre der arme Teufel verloren gewesen.

Meine Handlung ist gut, aber sie ist gewagt. Geborgt heißt bei diesen Leuten gleich geschenkt und geschenkt versetzt. Man sollte solche Posten in seinem Kontobuch von vornherein ad Calendas graecas schreiben. Meinst du nicht auch?"

Statt einer Antwort ließ Walter nur ein Seufzen ertönen.

Richard war von seinem Sitze aufgesprungen. Er schlug mit der geballten Faust auf den kleinen Rundtisch vor dem Sopha, daß es dröhnte. „Zum Teufel, jetzt hab' ich genug von der Verstellung! Sind wir Weiber? Ich bin nicht zum Kaffeeklatsch hieher gekommen. Nein, ich will Klarheit zwischen uns. Schon vor längerem borgtest du Wolf sieben Mark. Wie er mir nun erzählte, hast du in den letzten Tagen die Summe bereits zweimal zurückgefordert. Er schien über deine Naivität fast verwundert. Ich muß sagen, ich teile ganz seine Ansicht. Natürlich hat er kein Geld mitten im Monat, wenn es ihm die Gläubiger schon am ersten wegholen. Darüber dürften wir beide wohl zuletzt derselben Meinung sein. Aber daß du mir, mir Richard Burkert, von deinen offenbaren Ver-

legenheiten nichts sagst, das begreife ich wenigstens nicht. Ob ich dir helfen kann, weiß ich nicht, aber daß ich es will, das weißt du so gut wie ich. — Mag es denn endlich heraus, was ich seit meiner Begegnung mit Wolf beständig auf der Zunge habe und weshalb ich einzig und allein hier bin: ich finde, du handelst schlecht an mir."

Der Angeredete hatte sich umgedreht. Zum erstenmale blickte er nach Burkert hinüber. Er wollte sprechen. „Richard" konnte er nur sagen, dann erstickte lautes Weinen seine Stimme. Schluchzend fiel er dem Freunde um den Hals.

Dieser suchte ihn zu beschwichtigen: „Du alte, gute Seele, es war ja nicht so bös gemeint. Komm, beruhige dich jetzt." Er ging mit Walter zum Sopha. Dort setzte er sich nieder und er, der Kleinere, zog den andern halb auf seinen Schoß und streichelte ihn wie eine Mutter ihr klagendes Kind. Das Haupt an des Freundes Brust gelehnt, ließ Ernsten seinen Thränen freien Lauf. Allmählich beruhigte er sich, und nun begann er, unaufgefordert, alles, was sich zugetragen und was ihn seit Wochen bewegt hatte, zu erzählen. Keinen Namen, nichts verschwieg er.

Der andre lachte weder, noch machte er witzelnde Bemerkungen. Er war erstaunt, fast erschreckt. Wohl hatte er von vornherein vermutet, daß hier ein Weib mitspielte. Es lag dies bei Walters Charakter am nächsten; auf derartiges aber war er nicht gefaßt gewesen.

Sein Freund, früher bei jeder Veranlassung die Redseligkeit selbst, hatte standhaft ein solches Geheimnis wochenlang bewahren können. Mit Willenskraft hatte er, der Schwächling, gearbeitet, — und jetzt diese Ueberreiztheit. Alles verriet eine ungewöhnliche Leidenschaft. Walter war dieses Mal offenbar nicht bloß verliebt, wie schon so oft, er liebte.

Daß er von jenem Weibe betrogen wurde, bezweifelte Richard keinen Augenblick, doch schwieg er klüglich. Es wurde ihm allerdings nicht leicht. Ein nervöses Zucken im Gesicht oder eine hastige Handbewegung verriet hin und wieder seine Erregung.

Als Ernsten seinen Bericht beendet hatte, überlegte Richard noch hin und her. Auf alle Fälle wollte er dem Freunde die Augen öffnen. „Du hättest schon längst hingehen sollen,“ hub er nach einer Weile an. „Nun, der Rat kommt etwas spät. — Zunächst müssen jetzt die Geldgeschichten klargestellt werden. Darin können selbst ehrliche Leute Irrtümer begehen.“ Bei dem letzten Teile seines Satzes hatte er unwillkürlich durch die eigenartige Betonung seiner wahren Meinung Ausdruck verliehen.

„Du hältst Agathe doch nicht etwa für eine Betrügerin?“ fiel ihm Walter ängstlich fragend ins Wort.

„Nein,“ erwiderte der andere mit einer Grimasse, die ihn deutlich Lügen strafte.

„Wenn du sie kenntest, Richard, du würdest nicht an ihr zweifeln.“

Burkert fuhr ein Gedanke durch den Kopf. „Weißt du was? Ich will sie kennen lernen. Ich gehe noch heute Vormittag mit irgend einem ausgedachten Auftrag hin zu ihr, natürlich ohne mich als deinen Freund auszugeben. — Du gestehst mir doch zu, daß hier auf Erden gar merkwürdige Dinge vorkommen, und so will ich denn ganz frei einen leichten Zweifel an der Ehrlichkeit eines Mädchens in dem Stande bekennen. Täusch' ich mich im vorliegenden Fall, um so besser. Schaden kann mein Gang ja nicht. Nun keine Kopfhängerei mehr! Hat es mit allem seine Richtigkeit, dann wollen wir schon zum Ziele kommen." Hier erfaßte er des Freundes Hand, und lächelnd sagte er mit Shakespeare:

„„Der Douglas und der Heißsporn miteinander,"
„Sie bieten einer Welt in Waffen Trotz.""

Walter verstand von dem allen nichts mehr. Richards Worte waren ihm nur noch Schall. Ein quälender Gedanke nahm ihn vollständig in Anspruch. Der flüchtige Zweifel von neulich hatte ihn plötzlich wieder gepackt, häßlich und drohend, wie vor kurzem. Doch jenes andere Gefühl der Selbstverachtung ob des niedrigen Argwohns empfand er heute nicht, — statt dessen eine trostlose, öde Leere, schrecklicher als alle Qualen. Er zweifelte nicht mehr, er hatte die feste Ueberzeugung, daß jenes Mädchen ihn betrog.

„Geh' oder geh' nicht, es ist mir gleich," sagte er zu seinem Freund, ich will mich jetzt ein wenig nieder=

legen. Ich bin müde, die letzte Nacht habe ich nicht allzugut geschlafen."

Richard fühlte wohl, daß weitere Trostworte den anderen nur quälen würden. Er machte sich daher auf den Weg, nachdem er dem Freund noch einige kleine Dienstleistungen erwiesen und draußen der Wirtin verschiedene Maßregeln gegeben hatte.

* * *

Zunächst eilte er nach seiner Wohnung, für einen Augenblick nur, um einige schadhafte Wäschestücke zu einem kleinen Bündel zusammenzuschnüren.

Auf der Straße entwarf er einen förmlichen Feldzugsplan. Agathe sollte ihm empfohlen sein durch die Familie, für welche sie, auf seines Freundes Vermittlung hin, zu Anfang des Monats thätig gewesen war. Mit seinem Packete unter dem Arm mußte er entschieden jeden Argwohn im Keime ersticken. Ganz allmählich, hoffte er, im Laufe einer gleichgültig geführten Unterredung das Vertrauen Agathes zu gewinnen und sie dann mit geschickt gestellten Fragen und irgend welchen Vorspiegelungen zu überlisten. Das Unternehmen durfte schwerlich ganz leicht sein.

Nicht ohne Eifer und Kopfzerbrechen arbeitete er daher sein etwaiges Gespräch mit dem Mädchen aus. Bei besonders schwierigen Stellen verlangsamte er wohl den Schritt.

Als er die T....gasse erreichte, hatte bereits die Mittagsstunde geschlagen. Die enge Straße mit ihren vorwiegend hohen, einförmigen Gebäuden machte, zumal heut bei dem trüben Wetter, einen abstoßenden Eindruck. Hie und da schrieen und zankten schmutzige Kinder durcheinander. Vor einem übelriechenden Speicher wurde der Weg fast in seiner ganzen Breite von einem schwer beladenen Kistenwagen versperrt. Weiterhin lag das kleine einstöckige Haus, in dem Agathe Walters Berichte nach wohnen mußte. Es zeichnete sich durch sein sauberes Aeußere und die altertümliche ansprechende Bauart vorteilhaft von seiner Umgebung aus.

Der Thorweg stand offen. Richard trat schnell und ungesehen ein. Auf der Treppe blieb er stehen und horchte. Von oben her drangen einzelne Worte eines Gespräches an sein Ohr: „— nicht so grausam sind und einen einzigen Kuß ....“ „Nein, nein, Herr Graf, das kann nicht sein,“ trällerte ein schnippiges Stimmchen dagegen. „Und die Einladung wollen Sie ....?“ klang es wieder in bittendem Tone. „Ich werde Ihnen schreiben ....“ Hier ließ sich nur noch ein undeutliches Flüstern vernehmen. Gleich darauf ertönte ein leiser Schall wie von einem Kusse oder einem Schlage und dann das Geräusch einer heftig zugeworfenen Thür.

In demselben Augenblicke eilte auch schon ein auffallend modern gekleideter Herr, offenbar ziemlich aufgeregt, die Wendeltreppe hinab, in seiner Eile

Burkert fast überrennend. Ehe sich Richard versah, war der Stutzer in Cylinder und Lackschuhen schon verschwunden. Nur der Duft eines feinen Blumenparfums zeugte noch von ihm.

„Hm, hm, ein Herr Graf!“ schmunzelte der Mediziner vielsagend beim Weitergehen. Oben in dem spärlich erleuchteten Flur des ersten Stockes spähte er vergeblich nach dem Namen Lilli. Die Visitenkarte, von der Walter erzählt hatte, mußte entfernt sein. Nur eine einzige der verschiedenen Thüren war mit einem Messingschild versehen. Richard entzifferte mit Mühe einen ihm gänzlich fremden Namen. Er überlegte noch, als er das feine Stimmchen von eben wieder zu vernehmen meinte. Vorsichtig schlich er an die Thür, hinter welcher gesprochen wurde. Ziemlich weit von der Treppe entfernt, mochte hier schon Agathes Wohnung liegen. Richard bückte sich und guckte durch das Schlüsselloch. Er blickte in ein kleines Zimmer.

In demselben stand eine Wiege, auf deren Lehne ein halbangekleidetes Bübchen, mit einem offenen Taschenmesser in der Hand, Reitübungen anstellte.

„Aha,“ dachte der Späher, „das ist Hänschen, zufällig gerad' heut aus gegenseitiger unbezähmbarer Sehnsucht wieder vom Lande hereingeholt.“

Außer dem Kinde befanden sich zwei Frauen in der Stube. Die ältere, für Richards Auge nur teilweise sichtbar, schien einfach gekleidet. Die jüngere, eine schlanke, biegsame Gestalt, paßte mit ihrem

bauschigen, mattgrünen Seidenkleide, den schwarzen Spitzen und dem schweren goldenen Armbande wenig in die ärmliche Umgebung hinein. Das wellenförmig hochaufgekämmte Haar erinnerte unwillkürlich an die französischen Hofdamen des vorigen Jahrhunderts. Ja, auf der ganzen Erscheinung schien ein Hauch zu liegen, wie er uns von den Bildern aus der Zeit der Pompadour und Dubarry entgegenweht. Das zierliche Näschen war vielleicht ein wenig zu spitz. Wenn sich die schmalen enggepreßten Lippen wie jetzt beim Lächeln in leichter Ründung nach oben zogen, dann bekam dieses Antlitz einen übermütigen, fast grausamen Ausdruck.

„Das soll ein Engel sein?!“ dachte Richard in Erinnerung an Walters Worte.

Drinnen in der Stube war das Gespräch für einen Augenblick verstummt. Die Alte mochte eine Antwort erwarten, sie trat langsam ganz nah an das hübsche Mädchen heran. Der Mediziner erblickte ein gewöhnliches, nichtssagendes Gesicht.

„Nein, nie“, hub die jüngere nach einer Weile des Ueberlegens an, leicht mit der Achsel zuckend. Ihre Züge zeigten wieder das spöttische Lächeln.

„Ich bleibe trotzdem dabei, du bist zu hart gegen den Aermsten,“ erwiderte die andere. „Du schreckst mit deiner Sprödigkeit noch alle Bewerber ab. Einen Kuß hättest du ihm schon gestatten dürfen, ich blickte ja deshalb aus dem Fenster.“

„Das ist die Wirtin,“ sagte Richard bei sich. „Natürlich allgemeiner Duz-Comment im Hause.“

„Du kennst die Männer schlecht,“ antwortete das Fräulein. „Je spröder ich dem Grafen gegenüber thue, um so verliebter wird er nur werden. Meinst du, ich wollte heute seinen Launen fröhnen und morgen von seiner aristokratischen Hand zum alten Gerümpel gelegt werden. Nein, das überlasse ich den andern, welche die Zeit nicht abwarten können. Mag er gehen, wenn er mich nicht mehr will. Oft genug hab' ich es ihm schon gesagt. Baron Sperling ist ebenso reich, wie er; ich brauche nur zu winken und er liegt mir zu Füßen. Die Knospe begehren sie, die gebrochene Rose werden sie in den Staub treten.“

„Knospe? der Vergleich ist mindestens kühn,“ spöttelte Burkert leise. „Gebrochene Rose — ich würde besser sauberes Früchtchen sagen.“

Das Mädchen fuhr fort: „Nennt mich Pocci eines Tages Frau Gemahlin, so mag er mich besitzen; sein Spielzeug werde ich nie. — Und sieht das danach aus, als ob ich alle Bewerber abschreckte? Schau her.“

Beide traten bei diesen Worten ans Fenster. Es handelte sich offenbar um ein Geschenk, einen Schmuck oder etwas derartiges. Richard konnte den Gegenstand nicht sehen. Die Alte schlug entzückt die Hände zusammen.

Der junge Mann draußen gab seinem Kopf die unglaublichsten Stellungen, um auch etwas zu er-

spähen. Vergebens. Das Schlüsselloch hielt sein Gesichtsfeld in unveränderlich engen Grenzen.

„Jetzt wäre es Zeit, dazwischen zu treten und dich zu rächen an diesem Weibe, du ärmster Walter," murmelte er dabei halb unwillig, halb belustigt. „Das ist eine schöne Tugendheldin." Ehe er noch sein Vorhaben ausführte, veränderte sich plötzlich das Bild im Zimmer. Irgend ein unvorhergesehenes Ereignis auf der Straße mußte die zwei aus ihren Betrachtungen aufgeschreckt haben. Mit dem fast gleichzeitigen Rufe „Anton" sprangen beide vom Fenster zurück. Die Alte verbarg unter ihrem Mieder einen goldig blinkenden Gegenstand.

Richard wußte nicht, was er davon halten sollte. Im nächsten Augenblicke hatte er begriffen. Unten stürmte jemand die Treppe hinauf. Der Lauscher wollte auf keinen Fall seine Gegenwart schon jetzt verraten. Die Dinge sollten ihren ungestörten Verlauf nehmen. Seine Lage war kritisch. Mit schnellem Blicke entdeckte er den einzigen Ausweg. In der nahen Ecke des Ganges standen mehrere Bretter und Fensterläden. Schräg gegen die Wand gelehnt, boten sie Raum zu einem Unterschlupf.

Hurtig wie ein Wiesel hüpfte Richard auf allen Vieren dahinter. Es war die höchste Zeit gewesen. Eine Sekunde später, und der Mann, der jetzt keuchend über den Flur in das Zimmer zu den beiden Frauen stürzte, hätte mit ihm zusammenrennen müssen.

Die Thüre schlug donnernd ins Schloß.

„Der Graf Pocci war wieder hier," schrie der Eingetretene.

Richard beugte vorsichtig seinen Kopf aus dem Verstecke hervor und bemerkte mit mühsam verhaltenem Lachen: „Herr Anton, Liebhaber Nummero 3, tritt als Othello auf."

Er täuschte sich, wie er in seiner Voreingenommenheit auch unter die anderen drei Personen da drinnen die verschiedenen Rollen etwas zu schnell verteilt hatte. Das Zimmer, vor dem er eben noch gelauscht, gehörte nicht Agathe, sondern der mehrfach erwähnten Nachbarsfamilie. Der kleine Knabe war ein in Pflege genommenes Kind, die Alte nicht die Wirtin des Hauses, sondern die verwittwete Stiefmutter des jungen feingekleideten Fräuleins. Dieses, früher in der Provinz beschäftigt, hatte seit kurzer Zeit eine Anstellung als Tänzerin in dem hauptstädtischen Cirkus S . . . Bei ihrem vorteilhaften Aeußeren fehlte es nicht an reichen und vornehmen Bewunderern, zur Verzweiflung des ehrbaren Bruders. Anton, das einzige männliche Mitglied der Familie, war seit seiner Uebersiedelung nach der Hauptstadt als Handlungsgehilfe in ein Krämergeschäft der T . . . gasse eingetreten. Ehemals mit wenig Erfolg Trapezvirtuose, verkaufte er heute für fünf oder zehn Pfennig „Süßes und Saures", wie Mutter und Schwester sich verächtlich ausdrückten. Es hatte ihm ja von jeher der wirkliche Zug zum

Künstler gefehlt. Sein schlichter, bürgerlicher Sinn diente den zwei Frauen oft als Zielscheibe ihres Witzes; aber doch empfanden sie etwas wie Furcht vor seiner unbequemen Rüge, namentlich die Mutter. Beide lebten in fortwährenden Heimlichkeiten vor ihm.

Standhaft blieben sie auch jetzt bei ihrer Lüge: „Pocci ist nicht hier gewesen."

Richard bewog die Neugierde, wieder zur Thüre zu schleichen und durch das Schlüsselloch zu spähen.

Mutter und Tochter trugen ein entrüstetes Gesicht zur Schau. Anton schien sich langsam zu beruhigen. Zögernd sagte er schließlich: „Gut denn, der Graf mag nur durch unsere Straße gegangen sein, ohne hier vorzusprechen; gesehen hab' ich ihn unten zweifellos."

„Der traut den anderen auch mehr als seinen eigenen Augen," ging es dem Horcher draußen durch den Kopf. „Gleich wird er seines Irrtums wegen noch flehentlich um Verzeihung bitten. In der That, Irren ist menschlich."

Im Zimmer war Schweigen eingetreten. Zu seiner Schwester gewandt, ergriff Anton nach einer Weile aufs neue das Wort: „Wenn Graf Pocci nun wirklich auch heute nicht bei dir war, andere Male hat er dich sicher schon besucht. Du kommst dadurch nur ins Gerede. Deine Ehre sollte dir zuletzt höher stehen, als all der seidene und goldene Flitter."

„Ehre!" bemerkte Richard hinter der Thür. „Auch so ein Idealist! Als ob das Ding nicht für immer

verloren war, wie sie sich zum erstenmale verkaufte!“

„Ich werde für meine Ehre schon selbst Sorge zu tragen wissen und brauche keinen Vormund,“ entgegnete zu gleicher Zeit die Angeredete ihrem Widersacher spitz auf seinen Vorwurf. Sie war ganz dicht an ihn herangetreten. Leicht vorgebeugt, zog sie nachlässig ein paar mattbraune Stulphandschuhe an. Ihre kleinen Finger spielten und spreizten sich, um jede Falte zu entfernen.

Anton fühlte, wie unbedeutend und ohnmächtig er in seiner plumpen Derbheit gegenüber diesem zierlichen, geschmeidigen Weibe war. Um seine Schwäche zu verdecken, redete er sich in neuen Zorn hinein: „Trotze du nur und schlage meine guten Ratschläge in den Wind. — Aber das sage ich dir, finde ich je einen von diesen Herren im Hause ....!“ Drohend ballte er die Faust.

„Ihr Idealisten und Träumer seid ja doch zu keiner Handlung fähig,“ meinte Richard verächtlich auf seinem Lauscherposten.

Schon derselbe Augenblick sollte ihn Lügen strafen. Bevor er noch zum Schein vor ein anderes Zimmer eilen oder sich auch nur aufrichten konnte, war der ehemalige Trapezvirtuose mit einem gewaltigen Satze vom Kampfplatz fort auf den Flur gesprungen. Er mochte aus alter Erfahrung diesen theatralischen Abschied für wirkungsvoll halten. Die heftig zurückgeworfene Thür prallte dem neugierigen Späher draußen

gegen den Kopf. Seine Nase erhielt einen Schlag mit der Klinge, daß er halb betäubt zu Boden purzelte und mit seinem Bündel in den Flur rollte.

Anton stürzte sich wie ein Raubtier auf den Gefallenen. Triumphierend packte er den Aermsten am Kragen und schleppte ihn ins Zimmer. Burkert blutete aus der Nase. Um seine Beinkleider nicht zu beflecken, hielt er das Haupt weit übergebeugt. Mit seinen krummen Beinen ging er breitspurig wie ein Seemann. Die Hand des anderen drückte schwer auf seinem Nacken.

Zur selben Zeit ertönte aus der Wiege ein klägliches Geschrei. Das Bübchen war vor Schreck von seinem wackligen Sitze auf der Lehne in die Kissen zurückgefallen. Beim Sturze klappte das Taschenmesser in seiner Hand zu und klemmte ihm einen Daumen ein.

Die Pflegemutter machte den Finger schnell frei und reichte dem Kleinen ein Waschbecken. Die Schnittwunde war nur unbedeutend. Dessenungeachtet schrie der Knabe fortwährend eintönig und heftig weiter, wobei er ganz munter mit seinen Händchen im Wasser herumplätscherte.

Richard hatte sich inzwischen dem eisernen Griffe des früheren Zirkuskünstlers entwunden.

„Was machten Sie da an der Thür?" fragte ihn dieser in wilden Tönen. „Sie horchten da! Warum horchten Sie da?!"

„Gehen Sie doch ins Irrenhaus mit Ihrer tollen

Eifersucht!" antwortete Burkert mit zugehaltener Nase. Sein ganzes Gesicht war blutbesudelt, auch über die Finger liefen ihm schwere rote Tropfen.

„Eifersucht?" Nun, Sie bekennen sich wenigstens gleich als Liebhaber," schnitt ihm der Bruder der Tänzerin das Wort ab.

„Sie sind ein Narr."

„Sie sind einer."

Burkert enthielt sich einer weiteren Erwiderung. Geringschätzig lächelnd schritt er zur Wiege. Bei dem Versuche, sein Gesicht in dem Waschwasser des kleinen Leidensgefährten zu reinigen, stieß er auf neue Schwierigkeiten. Der Knabe wollte den Fremden nicht an das Becken lassen. Jedesmal, wenn sich Richard bückte, zog er schnell die gefüllte Schüssel zurück. Er weinte nicht mehr, seine augenblickliche Beschäftigung nahm ihn vollends in Anspruch. Bei diesem Hin- und Herzerren hatte Burkert einen Teil der blutgefärbten Flüssigkeit im Handumdrehen auf seinem Rock. Die größte Menge ergoß sich in die Wiege. Darauf erneuertes, entsetzliches Geschrei des Kleinen. Die Mutter sprang hinzu und erteilte ihrem Pflegebefohlenen einige wohl verdiente Ohrfeigen. In der Geschwindigkeit bekam Richard dabei noch einen zweiten Schlag auf seine bereits unförmlich angelaufene Nase.

An einem kleinen Tischchen konnte er endlich sein Gesicht und seine Kleider ein wenig in Ordnung bringen. Unbekümmert um die Umgebung betupfte er vor einem

brüchigen Spiegel die Nase mit einer zufällig vorgefundenen Puderquaste.

Unter höflicher Neigung seines vielfarbig schimmernden Antlitzes ging er dann auf das Mädchen zu, in welchem er Agathe zu sehen glaubte.

Die Tänzerin hatte sich in die Fensternische zurückgezogen, halb ängstlich und halb belustigt.

„Sie bringen mir vom Grafen den Fächer?“ flüsterte sie jetzt hastig dem jungen Manne kaum vernehmbar zu.

„Ich komme der Wäsche wegen hierher,“ erwiderte Richard laut mit Hinweis auf sein Bündel und einem vielsagenden Blick nach Anton.

Dieser schien noch immer aufgeregt. Die Alte suchte ihn zu beschwichtigen. „Sei doch endlich einmal ruhig; der Herr will mir gewiß Bestellungen für Lilli übergeben.“

Obwohl die Mutter nur leise gesprochen, hatte Richard verstanden. Auf einmal fiel es ihm wie Schuppen von den Augen. „Die anständige Nachbarsfamilie!“ stöhnte er zusammenzuckend. „O ich preisgekrönter Maikäfer!“ Ein wahrer Lachkrampf überfiel ihn, er warf das Wäschebündel in seiner Hand auf einen Tisch. Helle Thränen liefen über seine Wangen. Er hätte bersten mögen. „Die anständige Familie!“

„Ich spreche nicht mit Fräulein Mannhardt?“ stotterte er endlich mühsam hervor.

„Sie suchen unsere Nachbarin?“ fragte der Handlungsgehilfe, verlegen lächelnd. „Da bitte ich um Entschuldigung. Fräulein Lilli habe ich noch vorhin in der Straße bemerkt. Ich werde mich gleich nach ihr umsehen.“

Schnell sprang er aus dem Zimmer. Es lag ihm offenbar daran, seinen Fehler wieder gut zu machen. Auf dem Flur fand er beide Thüren zu Agathes Wohnung verschlossen.

Die Mutter lief dem Sohne nach, sie mochte ihm draußen etwas zu sagen haben, aber Anton war in seinem Eifer schon die Treppe hinabgeeilt. Aergerlich kam die Alte zurück.

„Der Junge ist auch zu hitzig. Lilli muß längst fort sein, sie wollte über Mittag Besorgungen machen.“ — „Arbeitsaufträge für das Mädchen übernehme ich übrigens fast sämtlich,“ wandte sich die Sprechende plötzlich mit katzenfreundlichem Lächeln an den jungen Mediziner.

Richard war allmählich zur Ruhe gekommen. Bevor er der Sprecherin eine Antwort gab, bat er die Tänzerin mit geschickter Verstellung um Verzeihung für seinen Irrtum: „Diese Dame auch für eine Näherin zu halten; es ist wirklich zu lächerlich!“

Die Zirkuskünstlerin nahm seine scheinbare Huldigung mit der Miene einer Königin entgegen. Wenn sie den Worten des Fremden auch nicht glaubte, that sie doch wenigstens so.

„Madame, Sie sind sehr freundlich,“ sagte Burkert alsdann zu der Alten. „Ich habe allerdings einen Auftrag für Fräulein Mannhardt. In dem Packet dort auf dem Tisch sind nur Kleinigkeiten, aber von einer vornehmen Familie soll ich demnächst größere Bestellungen überbringen. Bei der Ausführung kommt es weniger auf den Preis als auf die Güte der Arbeit an.“

Mit seinen Lügen hoffte der Sprecher, die Alte geschwätzig zu machen. Es gelang ihm über Erwarten.

Schnell zog sie aus einem Schrank einige Herrenhemden hervor. „Das ist Lillis Arbeit. Nicht wahr, vorzüglich?“

Der junge Mann nickte zustimmend mit Kennermiene, trotzdem er in Wahrheit nichts von Näherei verstand.

„Eigentlich sollte ich Ihnen das gar nicht zeigen,“ fuhr die Stiefmutter der Tänzerin geschwätzig fort. „Wenn es Lilli wüßte, würde sie schön böse werden. Die Wäsche liegt nämlich schon seit drei Tagen hier. Mein Gott! Man hat natürlich nicht immer Zeit, gleich fortzujagen. Na, heut Nachmittag will ich sie aber sicher besorgen.“

Richard fürchtete, die Sprecherin möchte noch weiter abschweifen, und sagte deshalb schnell: „Wie teuer wird die Näharbeit für das Hemd bezahlt?“

„Herr Faber bezahlt uns 1 Mark 50. Sehen Sie, hier ist die Rechnung für ihn: Ein Vierteldutzend

Hemden 4 Mark 50. — Sie finden das gewiß ein wenig teuer."

In seiner Unwissenheit über dergleichen vermutete Burkert erst jetzt, daß es sehr teuer wäre.

Die Alte erzählte weiter: „Der Mann kann's eben bezahlen. Wenn Sie uns Bestellungen auftragen, machen wir es vielleicht ein wenig billiger." Hier klopfte sie dem Mediziner vertraulich auf die Schulter: „Junger Mann, weil Sie es sind.

Natürlich brauchen Sie oder jene Herrschaft nicht weiter hieherzukommen. Die Gänge besorge ich alle schon. Wissen Sie, das Fräulein ist nämlich etwas tiefsinnig. Sie sieht nicht gerne Menschen bei sich, namentlich Mannsleute. Da hab' ich denn all die Besorgungen für sie übernommen, die Rechnungen, die Kasse, kurz alles, was da drum und dran hängt. Mein Gott! So ein armes, alleinstehendes Ding dauert einen ja!"

„Das ist alles doch nur Schwindel," dachte Burkert bei sich. Gleichwohl machte er ein teilnahmsvolles Gesicht.

Während dessen mochte dem Pflegekind in der Wiege die Zeit lang geworden sein. Unbeachtet war es herausgeklettert, um Richards Wäschebündelchen auf dem Tische näher in Augenschein zu nehmen. Die Hülle löste sich bald, und aufgewickelte Socken wie Manschetten rollten ins Zimmer.

In diesem Augenblicke ertönten draußen Schritte.

Anton und Agathe traten in die Thür. Die Mutter bemerkte es nicht gleich, mit der erneuten Züchtigung des Kleinen zu sehr beschäftigt. Die Schwester blickte gleichgültig auf die Straße. Die eben Angekommenen bückten sich schnell, um dem Gast beim Auflesen behülflich zu sein. Unter einem Tisch, zum Teil vom Teppich desselben verdeckt, sah Richard plötzlich im Halbdunkel zwei Köpfe neben sich auftauchen.

„Da ist Fräulein Mannhardt," klang Antons Stimme dicht neben ihm. Auf die linke Hand gestützt, deutete der Handlungsgehilfe mit der rechten nach der anderen Seite unter dem Tisch. Hierbei verlor er ein wenig das Gleichgewicht, rasch zog er deshalb den Arm wieder an sich. Wenig fehlte und Burkert hätte bei dieser eigenartigen Vorstellung noch einmal einen Schlag auf seine Nase erhalten. Doch wich er schnell genug zurück, allerdings mit solcher Heftigkeit, daß sein Hinterkopf laut dröhnend gegen die Tischschieblade schlug und dem ehemaligen Trapezvirtuosen eine halbgefüllte Kaffeetasse von oben herab auf den Rücken rollte.

Trotz des Ungemaches mußte der Mediziner lächelnd an die Ueberlegungen und Vorbereitungen von vorhin denken. Das war also endlich der große Augenblick, in dem er, jeder Zoll ein Diplomat, mit seinen Intriguen beginnen sollte.

Während jenes Vorganges auf ebenem Fußboden hatte die Stiefmutter mit Blitzesgeschwindigkeit Herrn

Fabers Rechnung und Hemden wieder im Spind verschwinden lassen. Scheinbar in freudiger Aufregung rief sie jetzt: „Mein Gott, Lillichen, Sie sind schon wieder hier!?“

Das Mädchen und Richard erhoben sich.

An Stelle der Angeredeten antwortete Anton in prahlerischem Tone: „Ich habe Fräulein Mannhardt noch gerade unten am Ende der Straße erwischt.“ Seine Stimme erklang aus der Tiefe. Um den Kaffee auf seinem Rock nicht über die Beinkleider fließen zu lassen, hielt er sich noch immer auf allen Vieren. Sein Körper war halbkreisförmig gebogen. Die Stirn berührte fast die Dielen. So konnte er auch der Mutter Blick voll Gift und Galle nicht wahrnehmen. Agathe eilte ihm mit einem Handtuche zu Hilfe und wandte sich darauf an die Alte:

„Ganz zufällig war ich noch hier. Der Klempner hat mich auf der Straße aufgehalten. Er will durchaus das Leihgeld für die Nähmaschine haben. Ach, verzeihen Sie, Frau Nimmehr, daß ich jetzt vor dem fremden Herrn mit Ihnen darüber spreche; meine Not ist zu groß. Bezahle ich nicht auf der Stelle, so wird Herr Kall seine Maschine wieder holen und mir die Polizei auf den Hals schicken. In meiner Verlegenheit habe ich ihn an Sie gewiesen — zum Dank für all Ihre Freundlichkeiten. O, es war mir peinlich genug, aber ich sah keinen anderen Ausweg. Wenn er nachher kommt, bezahlen Sie ihn wohl. Er will

sich zunächst mit 3 Mark 50 zufrieden geben. Das wäre gerade das Geld für Herrn Fabers Hemden und noch jene achtzig Pfennige, die ich neulich für Sie beim Bäcker auslegte.

Ich würde Sie sicherlich nicht an die Schuld gemahnt haben, aber in dieser Bedrängnis . . . Sie zürnen mir gewiß."

Das Mädchen war dem Weinen nahe. Die Alte machte allerdings eine Miene, um Bangigkeit einzuflößen. Ihr Gesicht wurde grün und gelb. Sie wollte etwas sagen, aber Richard schnitt ihr das Wort ab.

„Wie viel zahlt Ihnen Herr Faber für das Hemd?" wandte er sich schnell an Agathe.

„Neunzig Pfennig", erwiderte diese halb erschreckt über seine Heftigkeit. „Kennen Sie etwa den Herrn? Verzeihen Sie meine Frage. Vielleicht schien ihm diese Summe zu hoch oder hat er meine Arbeit schlecht gefunden? Die Maschine war nicht mehr recht in Ordnung. Ich habe jetzt wieder eine neue Nadel eingesetzt. Um den Herrn ganz zufriedenzustellen, kann ich ja die Hemden noch einmal zurückholen."

Sie hatte diese Worte hastig wie im Fieber gesprochen. Das große, ausdrucksvolle Auge schaute ängstlich auf Richard. Sie mochte in dem Fremden einen neuen Quälgeist fürchten. Die wachsbleichen, eingefallenen Wangen bedeckte eine augenblickliche Röte.

„Donnerwetter! Weib, bist du schön!" murmelte

Burkert zwischen den Zähnen. Unwillkürlich blickte er zum Vergleich von dieser einfach gekleideten Erscheinung nach der Zirkuskünstlerin in dem seidenen Gewande hinüber. Die Tänzerin konnte auch für schön gelten, aber ein Reiz Agathes, vielleicht der größte, ging ihr verloren: für sie war die eigene Schönheit nichts Unbewußtes, sie rechnete damit.

Richard schaute wieder nach der Näherin und dann zu der Alten hin. Diese deutete im Hintergrunde fortwährend auf das bleiche Mädchen mit allerlei vielsagenden Handbewegungen nach der eigenen Stirn. Bei diesen Zeichen versuchte sie, über Agathes Schulter hinweg dem Studenten mehrmals das Wort „melancholisch“ zuzuraunen.

Burkert schien sie nicht zu verstehen. Ihr zugewandt, antwortete er jetzt auf die Fragen des Mädchens mit nachdrücklicher Betonung jeder Silbe:

„Ich komme nicht von Herrn Faber, aber trotzdem möchte ich über ihn und einiges andere mit Fräulein Mannhardt ganz allein sprechen.“

Unter tiefen Verbeugungen gegen sämtliche Mitglieder der Familie Nimmehr verließ er das Zimmer. Agathe folgte ihm.

*

*   *

In ihrer Wohnung führte sie den Fremden in jene Stube, die Walter vor bald einem Monat zuerst betreten hatte. Am Fenster stand eine kleine Nähmaschine, auf einem Tische lagen Tuchproben und Nähzeug. Sonst zeigte der Raum denselben Anblick wie damals. Im Hintergrunde schimmerte das weiße Himmelbett. Von der Wand herab blickte Wellington noch immer selbst- und siegesbewußt auf die Leinenüberzüge von Sessel und Sopha. Auch das getrocknete Waldmeistersträußchen hinter dem Spiegel fehlte nicht. Alles atmete peinliche Ordnung und Sauberkeit.

Richard überflog das Ganze mit einem prüfenden Blicke. In seiner Brust bekämpften sich die widerstrebendsten Gefühle. Er konnte nicht mehr an Agathes Ehrlichkeit zweifeln; alles, was er bis jetzt gehört und gesehen hatte, sprach ja nur für das Mädchen. Besorgt um den Freund und argwöhnisch von Natur, warf er sich zu gleicher Zeit allzu große Leichtgläubigkeit vor. Auf der anderen Seite war er wiederum erfreut, daß Walter kaum einer Betrügerin in die Hände gefallen sein dürfte. Ueber sich selbst empfand er dabei einen leisen Aerger. Er glaubte vorhin so unendlich viel weltklüger zu sein als der Studiengenosse. Die schmeichelhafte Bestätigung seiner Ueberlegenheit mochte für dieses Mal ausbleiben; statt dessen war ihm das peinliche Bewußtsein seines lächerlichen Irrtums von eben für alle Zeit gewiß.

In dieser augenblicklichen Stimmung fuhr er die

Näherin halb freundlich, halb tadelnd an: „Sie sind das reine Kind! Merken Sie denn nicht, in welch geradezu lächerlicher Weise Sie von jener Alten betrogen werden?“

Der junge Mann hatte den Satz hastig ausgestoßen; gleich darauf lächelte er; wie kurz zuvor, fielen ihm seine Ueberlegungen auf dem Wege zur T....gasse wieder ein. Zum zweitenmale erst richtete er das Wort an Agathe und schon nannte er sie „ein betrogenes Kind“. Das war allerdings bei seinen Vorbereitungen nicht geplant worden.

Das Mädchen wollte seiner Anschuldigung keinen Glauben schenken. Es verteidigte die Nachbarin aufs wärmste:

„Frau Nimmehr ist fast immer freundlich gegen mich gewesen; unaufgefordert hat sie sich zu allen möglichen Gefälligkeiten bereit erwiesen. Kaum daß ich ihr mit einer kleinen Näharbeit lohnen durfte. Ich klagte ihr einmal leise, sofort erbot sie sich, allen unliebsamen Verkehr von mir fern zu halten. Mit ihrer Hilfe konnte ich stets ungestört arbeiten. Wohl warf sie mir neulich Undankbarkeit vor, bei der Mitteilung, daß ich in eine andere Wohnung umziehen würde. Doch ich bin nicht undankbar. Das habe ich ihr damals gesagt und das sage ich Ihnen jetzt, mein Herr.“

„So, so,“ sprach der andere wie in Gedanken. „Ich fange an zu verstehen, warum der Geschäftseifer der Dame so plötzlich nachgelassen hat; Sie wollen

wegziehen; deshalb muß Herr Faber warten! Nun mit den künftigen Bestellungen meiner vornehmen Familie dürfte ich ihr den Mund noch einmal recht wässerig gemacht haben."

Agathe sah den Sprecher fragend an. Seine Worte waren ihr Rätsel.

Nach einer Weile des Sinnens fuhr der Mediziner fort: „Sie sollten nicht so leichtgläubig sein. Doch mein Rat kommt etwas spät, wie die guten Ratschläge fast immer. — Ich habe vorhin mancherlei gesehen, was meinen Glauben an Frau Nimmehr erschüttert hat. Ich will Ihnen ...... Nein, ich will Ihnen nichts erzählen," verbesserte er sich schnell, „vielleicht später einmal. Zunächst habe ich über wichtigere Dinge mit Ihnen zu sprechen. Ich werde ganz offen sein. Man thut doch zuletzt am besten, wenn man der Stimme des Herzens folgt, und die sagt mir, daß Sie wenigstens nicht betrügen.

Ich komme von ...."

„Von Herrn Ernsten!?" schrie sie angstvoll.

„Von ihm," antwortete er.

Sie bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen und sagte trostlos: „Eine Betrügerin! O, ich wußte es ja längst, daß er mich dafür hielt!"

„Glauben Sie das nicht," belehrte Richard mitleidig die Aermste. „Wenn Ihnen irgend jemand das Gegenteil versichern kann, so bin ich es, Walters bester Freund.

Er hat mir alles erzählt. Nein, er mißtraut Ihnen nicht. Nur ich zweifelte, ich, der ich Sie nicht kannte."

Agathe hatte die Hände schlaff heruntersinken lassen, auf ihrem Antlitz malte sich Unglauben und Hoffnung zugleich. Mit gepreßter Stimme sagte sie jetzt: „Warum kam Herr Ernsten in der ganzen Zeit nicht? Zu Anfang des Monats habe ich oft hinaus gehorcht, wenn auf der Treppe ein Geräusch erschallte. — Umsonst. In meinem ersten Briefe hatte ich sogar die Kühnheit, einen Besuch zu erhoffen. Die Antwort darauf war freundlich und doch so kalt, so förmlich wie die anderen Schreiben auch. Er verachtet mich, dacht' ich, er hält sich für belogen, aber er schickt das Geld, weil er es mir versprochen hat. O, solch ein Mann stirbt lieber, als daß er sein Wort bricht! Das weiß ich."

Richard wollte hier etwas erwidern, doch begnügte er sich mit einem Achselzucken.

Sie bemerkte es in ihrer Aufregung nicht. Schneller und schneller hatte sie zum Schlusse gesprochen. Sie schien den Seelenschmerz vieler Tage in diesen Sekunden noch einmal durchzufühlen; von ihren Zügen war der letzte Hoffnungsschimmer wieder verschwunden.

„Nicht wahr, er verachtet mich? Und ich lasse nicht von ihm, ich schreibe ihm zum Ueberfluß noch diesen Bettelbrief gestern!"

Burkert schnitt ihr etwas ärgerlich das Wort ab: „Sie übertreiben ja, Sie übertreiben, bestes Fräulein; wir wollen die Sache nicht schlimmer machen, als sie in Wirklichkeit ist. Es wurde auf beiden Seiten geirrt, gewiß. Walter hätte kommen können, aber er ist nicht weggeblieben, weil er Sie verachtet, nein, er wollte nur nicht wieder mit Ihnen gerade in dieser Wohnung zusammenkommen, er wollte alles geebnet haben und dann vor Sie treten. Was ihn auch immer noch bewogen hat, es war nicht das. Er hätte sich sonst wohl kaum krank gearbeitet, wie er es gethan hat.“

Bei den letzten Worten zuckte Agathe zusammen. Die tiefe, hoffnungslose Traurigkeit war von ihr gewichen, ob sie es gleich bei dieser Kunde nicht einmal wünschte; ein wonniges Weh durchschauerte ihr Herz.

„Ist es denn wahr“, sprach sie leise weinend. „Mein Gott, mein Gott, wie habe ich diese Güte verdient! O sagen Sie mir, was ich thun muß!“

„Erstens keine Thränen mehr vergießen,“ erwiderte der Mediziner. Seine eigenen Augen zeigten dabei einen verdächtig feuchten Glanz. „Zweitens sollen Sie nicht den Mut verlieren. Der andere liegt noch nicht im Sterben; krank war auch vielleicht zu viel gesagt. „Nervös überreizt“ dürfte das richtige Wort sein. Und schließlich bitte ich Sie, mir jetzt einen genauen Bericht über Ihre Kasse zu geben. Wir müssen darin vollständige Klarheit haben.“

Bereitwillig eilte das Mädchen an ein Wäsche-

schränkchen und zog daraus eine einfach ausgestattete Brieftasche hervor, um sie Burkert zu überreichen.

Richard setzte sich gemächlich aufs Sopha und begann in der Mappe zu blättern.

Agathe trat herzu und sagte: „In der letzten Abteilung liegen die Quittungen und das Ausgabe- und Einnahme-Heftchen.“

„Das übrige darf man wohl nicht sehen?“ fragte Burkert scherzhaft. „Herzens- und Privatgeheimnisse?“

Sie mißverstand ihn. Fast erschreckt erwiderte sie daher: „Alles können Sie lesen.“ Hastig öffnete sie dabei vollends das Fach der Brieftasche, in welches er gerade den Finger gesteckt hatte.

Ueber den Tisch glitten einige Bogen. Es waren die Entwürfe zu Agathes verschiedenen Schreiben an Walter in vielfachen Umänderungen. Der junge Mann warf nur einen flüchtigen, bescheidenen Blick darauf. Aber ein größeres, duftiges Couvert, sorgsam in Seidenpapier eingeschlagen, erregte seine Neugierde.

„Ich darf also?“, fragte er und entfernte vorsichtig die Hülle. Er erblickte Ernstens Briefe. An einer Visitenkarte seines Freundes waren gepreßte Stiefmütterchen und Vergißmeinnicht befestigt. Richard zeigte darauf und sagte: „Sind Sie die Künstlerin?“

Agathe antwortete halb ausweichend: „Ich liebe diese Blumen sehr.“

„Natürlich nur die Blumen“, sprach der Mediziner leise vor sich hin. Seine Augen waren wieder auf des

Freundes Papiere gerichtet. Nach einer Weile wandte er sich aufs neue an das Mädchen: „der Stil ist allerdings etwas förmlich. Er dürfte zu empfehlen sein, wenn man der heiligen Jungfrau Maria mit einem Bittgesuch naht oder als Hofschuster der Landesmutter die Stiefelrechnung einreicht.

Nun, wir wollen alles wieder sorgsam einpacken. Unter uns, wie ich mich heut Morgen überzeugen konnte, Walter geht mit Ihren Briefen nicht schlechter um.“

Agathe blickte verlegen zu Boden, dem Sprecher halb abgewandt. Richard weidete sich an diesem Anblick. In ihrer Verwirrung schien sie ihm doppelt schön.

„Die sind ja beide gleich toll ineinander vernarrt. Wann hätte ich je in diesem weltschmerzlichen Walter einen solchen Glückspilz vermutet!“ dachte er im Stillen. Laut mahnte er dann: „Zum Geschäft endlich“, und schlug dabei die letzte Abteilung der Briefmappe auf.

Die Rechnungen stimmten vollkommen. Agathe schuldete der Wirtin noch 65 Mark. Von den Drohungen der Hausbesitzerin eingeschüchtert, hatte sie somit, eigentlich gegen jede Vereinbarung, einen Teil der Miete bereits bezahlt. Außerdem befand sich die Hälfte ihres Kleidervorrates als Pfand in den Händen der Hausbesitzerin. Das Mädchen war wenigstens vernünftig genug gewesen, stets Quittungen einzufordern.

Kopfschüttelnd ließ sich Richard das alles bei seiner eingehenden Durchmusterung der Papiere mit-

teilen. Nach einer Weile des Ueberlegens sagte er schließlich: „Mein Freund übersandte Ihnen vor vier Tagen 25 Mark, die bereits wohlverwahrt in der Truhe der Hauswirtin ruhen. Ueber einen weiteren nennenswerten Posten verfügt er zur Zeit ebensowenig wie irgend ein anderer Durchschnittssterblicher gegen Schluß des Monats. Trotzdem ist die Sachlage vielleicht nicht so schlimm, wie es wohl scheinen möchte. Wir wollen uns damit trösten, daß wir im Augenblicke keiner größeren Summen bedürfen. Die Pflegekosten Ihres Sohnes sind für die ersten drei Wochen schon berichtigt. Die Wirtin unten mag bis zur nächsten Abzahlung ein wenig länger warten. Lassen Sie die gute Dame nur ruhig mit der Polizei drohen. Sie kennen doch das Sprüchwort von den bellenden und den beißenden Hunden. Gerade solche Leute wie diese ehrbare Frau haben meist alle Ursache, der heiligen Hermandad möglichst weit aus dem Wege zu gehen. Nein, das alles ist es nicht. Uns drückt der Schuh wo anders. Meiner Meinung nach kommt es jetzt darauf an, daß Sie irgendwo eine sichere Stelle finden. Mit der Näherei ist es immer etwas Ungewisses, so lange man keine feste Kundschaft hat. Eines schönen Tages könnten Sie wieder ohne Arbeit sein und die Aufregungen um das liebe Brot fingen für Sie wie für Walter von neuem an. Das müssen wir auf alle Fälle verhüten. Mein Freund ist jetzt schon krank und Sie sehen auch vergrämt aus.“

Unwillkürlich warf Agathe einen Blick in den Spiegel über dem Sopha.

„Nur nichts für ungut,“ bemerkte Richard schnell, „hübsch genug sind Sie noch immer.“

In ernstem Tone fuhr er fort: „Ernsten dürfte das kleine billige Zimmerchen, worüber er Ihnen schreibt, kaum fest gemietet haben. Es wäre wohl sonst zwischen uns davon die Rede gewesen. In dieser Beziehung werden Sie also ganz frei sein. Vor kräftiger Arbeit müssen Sie natürlich auch fernerhin nicht zurückscheuen. Auf Eiderdaunen dürften Sie in der nächsten Zeit kaum ruhen und ebensowenig Schätze für das Alter zurücklegen. Doch das wissen Sie ja alles so gut wie ich. Nur eine Frage noch: sind Sie einverstanden, wenn ich jetzt in einem Stellenvermittlungsbureau Erkundigungen einziehe?“

Die Gefragte nickte beistimmend und sagte mit gezwungener Entschlossenheit: „Unter keiner Bedingung darf ich Herrn Ernsten weiter zur Last fallen.“

Freudig erwiderte Burkert: „Gut, so will ich gleich aufbrechen und Ihnen später Nachricht bringen. Zuvor aber wiederhole ich meinen Rat von vorhin: seien Sie nicht so vertrauensselig. Ich bin hier bei Ihnen als Wildfremder eingetreten. Kaum sage ich: „von Herrn Ernsten“ und schon nehmen Sie mich mit offenen Armen auf. Das ist unvorsichtig von Ihnen, zumal in einer Großstadt. Sie wissen wohl gar nicht, daß es auf Erden auch Schwindler

gibt. Schon vor neunzehnhundert Jahren war es Erfordernis, „klug zu sein wie die Schlangen“. Man kam bereits damals mit der Taubenunschuld allein nicht mehr durch. Verlassen Sie sich darauf, wie auf allen Gebieten, so stellt die Neuzeit auch in dieser Beziehung noch höhere Anforderungen. —

Hier ist meine Karte, aber bitte ohne Vergißmeinnicht und Stiefmütterchen, und nun auf Wiedersehen.“

Er ging.

Eine tiefe Hoffnungslosigkeit überkam Agathe, als sie jetzt allein war und das muntere, zuversichtliche Geplauder des anderen nicht mehr hörte. Traurig starrte sie vor sich hin. Alles schien ihr verloren. Im Geiste sah sie sich schon wieder draußen auf der Gasse im Dunkel der Nacht. Der Gedanke quälte die Aermste, wie verächtlich sie dann ihrem edelmütigen Helfer sein müßte.

Zum Glück machte diesem finsteren Grübeln die Nachbarin bald ein Ende; halb ängstlich, halb neugierig kam die Alte mit einschmeichelnder Miene aus ihrer Wohnung herbeigeschlichen.

*
* *

Zur selben Zeit ungefähr sprach Richard Burkert bei einer Stellenvermittlerin vor. Es ward ihm bedeutet, daß schriftliche Zeugnisse überall in erster Linie

verlangt würden. Etwas bedenklich machte er sich daher wieder auf den Weg, um anderwärts Erkundigungen einzuziehen. Seine Schritte führten ihn an einer offenstehenden Kirche vorbei.

Seit Jahren war er nicht mehr in einem Gotteshause gewesen. Eine augenblickliche Regung hieß ihn jetzt eintreten. Dicht am Altar sprach er leise: „Allmächtiger! Die sechs oder sieben Beweise für dein Dasein haben mir nie recht eingeleuchtet. Doch lassen wir die Sache auf sich beruhen. Wenn du überhaupt irgendwo zu sprechen bist, so wird es hier in deiner Wohnung sein und da will ich an dich die Frage richten: wie kannst du all das Elend dieser Welt zulassen? Was hat dir jenes Mädchen in der T.... gasse gethan, daß es gehetzt wird wie ein Wild durch Schmutz und Not und Elend? Hast du kein Erbarmen mit dieser reinen Kinderseele, wenn ich, ein sündiger Mensch, tiefinniges Mitleid zu ihr fühle? Ja, du, der du über den Wolken thronst....“ Hier wurde er unterbrochen. Der Schall von Schritten tönte an sein Ohr. Er blickte sich um, ein Kirchendiener kam auf ihn zu. Langsam wandte sich Richard zum Gehen. Leise sprach er nur noch in sich hinein: „Der Rest ist besser Schweigen bei dem frommen Winde, der jetzt durchs Land geht.“

Draußen setzte er munter pfeifend seinen Weg fort. Er hatte ein Gefühl der Erleichterung, seine Worte mußten ihm wirklich von Herzen gekommen sein.

In der Charlottenstraße hemmte er plötzlich den Schritt. Auf dem gegenüberliegenden Fußsteige erblickte er einen Bekannten. Es war Wolf, über den er heut Morgen zu Walter gesprochen. Der wohlbeleibte junge Mann mit dem alten Gesichte ging am Arme eines ehrwürdigen, weißbärtigen Herrn. Ueber der freien Schulter trug er Richards Mantel.

Als er Burkerts ansichtig wurde, grüßte er zu ihm hinüber, mit einem vielsagenden Seitenblick auf das geliehene Kleidungsstück. Halb hinter dem Rücken des Begleiters spreizte er dabei sämtliche Finger und streckte die Hände geziert vom Körper weg. Mit diesen Bewegungen wollte er jedenfalls sagen: „Bin ich nicht ein ganzer Kerl?“

Richard nickte ihm beifällig zu, aber in Gedanken beschäftigte er sich bereits mit ganz etwas anderm. Die Erzählung Wolfs war ihm wieder eingefallen. Er faßte sich an die Stirn und murmelte: „Das ist ein Wink von oben, der Himmel scheint Einsicht zu bekommen. Auf zum Kaffee Sumpf!“

Eilig schlug er die Richtung dorthin ein.

Wenn sich für die entflohene zweite Büffetdame noch keine Nachfolgerin gefunden hatte, so konnte Agathe leicht möglicherweise die Stelle erhalten. Der Besitzer der Wirtschaft durfte schwerlich viel nach Führungszeugnissen fragen; ihm kam es gewiß vor allem darauf an, daß eine möglichst anziehende Erscheinung hinter dem Speisetisch bediente. Es mochte ja nicht ganz

unbedenklich erscheinen, das Mädchen in die zweifelhafte Gesellschaft des Cafés einzuführen; Agathe mußte da, unter Damen der Halbwelt, mancherlei mit ansehen. Vor Beleidigungen der Besucher war sie als Angestellte vollständig geschützt; in dieser Beziehung hing für sie alles von ihrem eigenen Betragen ab. Die Arbeit, welche sie zu verrichten hatte, durfte kaum so beschwerlich wie das Maschinennähen sein. Zwölf Stunden hindurch, wechselweise zur Tag- oder zur Nachtzeit, fiel ihr die Aufgabe zu, die Bestellungen der Kellner in die Küche zu vermitteln und diesen die gewünschten Getränke und Speisen zu übergeben und außerdem auf Ordnung in den Sälen zu sehen. Es gab Zeiten voller Anstrengung und wieder andere, in denen das Geschäft fast stockte.

Richard erwog das alles. Er war entschieden für den Schritt. Nur der Gedanke an den Freund erregte seine Besorgnis. Er zögerte daher noch einen Augenblick, als er nach schnellem Gange das Ziel erreicht hatte. „Nein“, sagte er dann, „wir dürfen nicht wählerisch sein. Zuletzt findet das Mädchen hier ein besseres Unterkommen als irgend sonstwo. Ein gutes Beefsteak ist zu Zeiten mehr wert als alle Moral.“

Entschlossen trat er ein und wandte sich sogleich an den Wirt, welchen er persönlich kannte.

Die fragliche Stelle war noch frei. Sie trug außer Kost und Wohnung monatlich 27 Mark ein.

Richard erwartete eine reichlichere Bezahlung. Gleichwohl freute er sich herzlich über die Aufforderung des Wirtes, noch am Nachmittag mit Agathe zu erscheinen. Er hatte mit Lobeserhebungen der Näherin in betreff ihrer Schönheit, ihrer Bildung und Redlichkeit wahrlich nicht gespart. Der Besitzer des Cafés wollte nichts Sicheres versprechen, bevor er das Mädchen nicht mit eigenen Augen gesehen. Das Aeußere schien ihm die Hauptsache zu sein. Burkert war seines Sieges gewiß.

Vergnügt trat er den Rückweg an. Trotzdem sein Freund sehnsüchtig auf ihn harren mochte, lenkte er seine Schritte zunächst zur T . . . . gasse. Er wollte dem andern erst nach Erledigung der ganzen Angelegenheit Bericht erstatten. Im vorliegenden Falle däuchte es ihm das beste, Walter einer vollendeten Thatsache gegenüberzustellen.

Agathe traf er allein in ihrem Zimmer. Er begann zu erzählen. Wie ihn jetzt die Näherin, gesenkten Blickes, schweigend anhörte, war ihm gar nicht recht behaglich zu Mute. Er hätte viel lieber einen entschiedenen Widerspruch vernommen.

Je gedrückter seine Stimmung wurde, um so glänzender und verlockender wußte er alles darzustellen.

Nachdem er geendet, richtete das Mädchen die ausdruckvollen Augen fragend auf ihn. Der Mediziner hatte in diesem Augenblicke die unangenehme Empfindung, als ob er ein Unrecht beginge. Ein wenig

ärgerlich sprach er daher: „Sie sind mit meinem Vorschlage nicht einverstanden?“

Agathe antwortete ihm mit fester Stimme: „Ich bin Ihnen dankbar für Ihre Liebenswürdigkeit. — Aber was wird Herr Ernsten dazu sagen?“

„Ich weiß es selbst noch nicht“, entgegnete Burkert offen. „Doch es muß sein, seinetwegen schon. Mag er in seinem Idealismus den Plan auch verwerfen. Er wird sich darein finden, und dann ist es ja nicht für immer.

Folgen Sie mir, aus Mitleid zu ihm.“

Diese Worte kamen dem Sprecher von Herzen; seine Stimme war weich geworden.

Agathe erwiderte daher schnell: „Sie meinen es gut mit Ihrem Freunde. — Ich folge Ihnen, selbst auf die Gefahr hin, Herrn Ernstens Mißfallen zu erregen.“

Richard schüttelte beifällig den Kopf. „Gut, so wollen wir gleich aufbrechen.“

„Ich werde nur noch ein anderes Kleid anlegen,“ sagte die Näherin und eilte dabei in den Nebenraum.

Richard rief ihr durchs Schlüsselloch nach: „Putzen Sie sich möglichst in herz- und sinnbethörender Weise.“

Gemächlich auf einen Sessel ausgestreckt, zog er dann aus seiner Rocktasche zwei Bücklinge hervor. Unterwegs war der knurrende Magen trotz aller Eile nicht ganz überhört worden. Zum Mittagessen hatte sich Richard keine Zeit gelassen.

Agathe kehrte nach kurzer Frist zurück. Bei ihrem Anblick schlug Burkert vor Verwunderung die Hände über dem Kopfe zusammen und wischte bei dieser Bewegung gleich seine fettigen Finger in den Haaren ab. „Herr Sumpf ist zu beneiden!" rief er laut. „Beim wunderbaren Gott!"

Die Näherin sah in der That reizend aus. Sie trug den einzigen besseren Anzug, der ihr noch geblieben war, ein graues Kleid und ein gleichfarbiges Hütchen, beides mit rotbraunem Besatz.

Der junge Mann gab seinem Entzücken auch weiterhin den unverhohlensten Ausdruck. Um nicht allzu sehr von Agathe abzustechen, zog er ein Paar Handschuhe an. Zu seinem eigenen großen Erstaunen hatte er dieselben beim Nachsuchen in einer seiner Taschen vorgefunden. Musternd stellte er sich jetzt vor den Spiegel.

Während er hier noch beschäftigt war, klopfte es draußen ungestüm. Das Mädchen rief schnell „herein" und eilte in den kleinen Vorraum hinaus, der zwischen Gang und Zimmer lag. In diesem Augenblicke öffnete sich auch schon die Flurthür. Walter stürzte auf Agathe zu.

* * *

Als ihn Richard vorhin verlassen hatte, war er bald wider sein eigenes Erwarten eingeschlafen. Seine Aufregung hatte allmählich einer allgemeinen Abspan-

nung Platz gemacht. Doch der Schlummer, den er gefunden, brachte keine Erquickung. Wirre Träume ängstigten ihn. Nach einer Stunde etwa öffnete er die Augen. Er hatte sich selbst mit dem lauten Rufe „Agathe“ aufgeweckt. Seine alte Qual peinigte ihn aufs neue. Aber er konnte jetzt wenigstens wieder im Zweifel zwischen Betrug und Wahrheit schwanken. Ja, er bereute sogar, seinen Freund fortgelassen zu haben. „Nun er wird ihr nicht sagen, daß er als Spion von mir kommt, als Spion von mir. Pfui! Ich muß hingehen und sie um Verzeihung bitten. Doch dann erfährt sie ja alles, dann treffe ich ihn womöglich bei ihr. Vielleicht ist sie auch gar nicht so empfindlich, vielleicht .... Nun ich will warten.“

Langsam strich die Zeit hin; er schlummerte wieder ein. Dieses Mal war sein Schlaf bedeutend ruhiger.

Beim Erwachen hielt es ihn nicht länger in seiner Wohnung. Er eilte fort zu Agathe. Mit jedem Schritt auf der Straße fühlte er seine Erregung von neuem wachsen. Wie er die steile Wendeltreppe des Hauses in der T...gasse hinaneilte, schlotterten ihm die Kniee.

Bei seinem Erscheinen wich die Näherin erschrocken in das Wohnzimmer zurück. Sie mußte sich an der Lehne eines Stuhles halten. Ihr Gesichtchen errötete und erbleichte wieder. Schöner, als er es je geträumt, stand sie ihm gegenüber, in ihrer einfachen und doch so kleidsamen Tracht. Wäre Richard nicht dagewesen,

Walter hätte sich ihr zu Füßen geworfen. Sein Blut stockte; plötzlich, vielleicht nur während des Bruchteils einer Sekunde, hatte er das Gefühl, als ob sein Herz nicht mehr schlüge, als ob sein Leben in einem Angst- und Wonneschauer zugleich erstürbe. „Agathe“ jubelte er dann. Alle Zweifel, alle Qualen waren vergessen. Ganz dicht an sie herangetreten, sagte er hastig und leise: „Nein, ich habe Ihnen nicht mißtraut. Ein böser Geist war für einen Augenblick über mich gekommen; er ist gegangen; ich brauchte keine Beweise.“

Walter sprach nicht die Wahrheit, und er log auch nicht.

Wie ein Verklärter fühlte er sich über diese Erde mit ihren kleinlichen Sorgen emporgetragen; was da unten lag, schwand zu einem Nebelhauch. Rings um ihn Licht. Er wußte nichts mehr von Nacht und Schatten und Kampf und Zaghaftigkeit. Er war so groß, so erhaben über aller Zweifelsucht, daß ihm die Pein langer und banger Stunden, wie ein Phantom, wie der Traum eines Augenblicks erschien.

Eine Weile strich hin. Niemand sprach im Zimmer, aber in den Augen des andern las jeder der beiden Liebenden mehr, als Worte sagen können. Richard hatte sich abgewandt, er verschwand förmlich in einer Ecke der Stube, mit irgend einer Nichtigkeit beschäftigt. Seine Gegenwart sollte das Paar nicht stören. Eine Zeitlang horchte er auf den erlösenden Schall eines Kusses. Vergebens. Weder Walter, noch Agathe

rührten sich. Burkert drehte sich langsam um; er hielt den Augenblick für gekommen, in dem Ernsten von dem gemeinsamen Plane Kenntnis haben mußte.

In gleichgültigem Tone wandte er sich zunächst an die Näherin: „Es ist Zeit, aufzubrechen.“

Sein Freund blickte ihn fragend an. Richard hütete sich, sogleich auf das Ziel loszusteuern. Mit lächelnder Miene sagte er daher: „Zunächst mußt du hören, wie ich aus einem Zweifler Saulus ein gläubiger Paulus wurde.“

Der andere wehrte ihm mit einer Handbewegung, fast entrüstet. Aber Burkert ließ sich nicht irre machen. Er begann zu erzählen, scheinbar etwas verworren; seine Erlebnisse traten fast ganz in den Hintergrund; die überstandenen Leiden der Näherin boten ihm den reichlichsten Stoff, die Schilderung keiner Demütigung, keiner Sorge blieb dem Freunde erspart. Endlich hielt ihn Burkert für genugsam vorbereitet; er nannte das Café Sumpf.

Agathe wagte kaum noch zu atmen.

Walters Gesicht war schneeweiß geworden. „Nein, das nicht, Richard!“ brachte er mühsam hervor, „kein Wort mehr davon oder wir haben aufgehört, Freunde zu sein.“

Hastig begann er im Zimmer auf- und abzuschreiten.

Doch das schüchterte Richard nicht ein, er kannte den andern zur Genüge. Von neuem begann er auf all die Schwierigkeiten der Zukunft, auf Walters

und Agathes Gesundheitszustand, auf alles mögliche sonst noch hinzuweisen. Er hieß es Leichtsinn, eine solche Gelegenheit unbenützt vorüberstreichen zu lassen.

Walter mußte auf vielen Punkten nachgeben, aber er wollte nicht vollends weichen. Richard griff schließlich zur List. Er sagte dem andern: „Weißt du auch, wie man deine Bedenken im politischen Leben nennen würde? — „ein Mißtrauensvotum", so und nicht anders. Du zweifelst noch immer an Fräulein Mannhardt; deshalb magst du sie den lebenslustigen Besuchern des Cafés nicht zeigen."

Traurig wandte sich der andere an Agathe: „Glauben Sie das nicht, Fräulein. Doch meine Kunst ist zu Ende. Gehen Sie, ich will nicht schuld daran sein, daß Ihre Zukunft Ihnen das gleiche Elend bringt wie die Vergangenheit. Aber, wenn ich Sie um eines anflehen darf, thun Sie den Schritt nicht mit Rücksicht auf mich trotz der Aufforderungen meines Freundes."

Er schwieg.

Richard zupfte das Mädchen leise am Aermel. Beide gingen.

Agathe erhielt die Anstellung.

*

* *

In der nächsten Zeit sah Walter seine schöne Bekannte nur flüchtig. Agathe war vorläufig vom frühen Morgen bis zum späten Abend beschäftigt, und der junge Mann konnte sich nicht entschließen, das Mädchen in dem Café aufzusuchen. An seiner Stelle sprach Richard regelmäßig dort vor, er vermittelte die gegenseitigen Bestellungen und Grüße der beiden Liebenden.

Sein Verhältnis zu Walter gestaltete sich allmählich wieder so innig, wie es nur je gewesen. Die Freunde arbeiteten häufig miteinander; auch Hänschen besuchten sie einmal gemeinsam auf dem Lande. Für den ersten freien Nachmittag Agathes hatten sie eine Wiederholung dieses Ausflugs in Begleitung der jungen Mutter geplant.

So verstrichen etwa zwei Wochen. Es war an einem Freitag Abend. Walter befand sich allein in seinem Zimmer, mit einem Aufsatz für eine pharmazeutische Zeitschrift beschäftigt. Im frohen Vorgefühl des morgenden Tages, an dem Agathe zum ersten Mal ausgehen durfte, schritt er rüstig in seiner Arbeit vor.

Plötzlich stürzte seine Wirtin aufgeregt in die Stube. Ein Postbote folgte ihr.

Ueberrascht und neugierig nahm Walter eine telegraphische Depesche aus seiner Geburtsstadt Karlsruhe entgegen.

Dieselbe lautete: Onkel schwer krank. Bitte, kommen mit nächstem Zuge. Am Bahnhof erwartet. Michel.

Der Name des Absenders war Ernsten unbekannt. Der junge Mann stand eben in gar keinen Beziehungen mehr zu seiner Heimat. Er vermutete richtig, daß irgend ein Bekannter seines Oheims die Depesche aufgegeben haben mochte.

In aller Eile packte er jetzt das Nötige für eine Reise zusammen. Unter anderen Kleinigkeiten vergaß er natürlich Agathes Briefe nicht. Bis zur Abfahrt des Nachtzuges nach Süddeutschland blieb ihm nur wenig Zeit. Er mußte sich damit begnügen, für Richard einige flüchtige Zeilen zu hinterlassen.

Drei Viertelstunden später hörte er bereits die Räder der Eisenbahn unter sich rollen.

Am folgenden Nachmittage langte er in Karlsruhe an. Beim Verlassen des Zuges wurde er von einem unbekannten Herrn, dessen hauptsächliche Merkmale ein freundliches, rotes Gesicht, eine barsche Stimme und ein ziemlich abgetragener Ueberzieher waren, in Empfang genommen. „Mein Name ist Michel. Habe ich die Ehre, mit Herrn Ernsten zu sprechen? Sie haben also meine Depesche noch rechtzeitig erhalten. Der Gesundheitszustand Ihres Oheims ist besorgniserregend. Er wohnt im „Erbprinzen". Die Aerzte hielten es für bedenklich, ihn in ein Krankenhaus zu überführen. Es war doch zu unvernünftig!"

Walter wußte natürlich nicht, was zu unvernünftig war. Bei dem Redefluß des anderen blieb ihm auch weiter keine Zeit zum Nachdenken hierüber. Ganz

erschrocken über die Heftigkeit des neuen Bekannten, stotterte er endlich mühsam seinen Namen hervor.

Der barsche Mann schien das nicht weiter zu beachten; in seiner hastigen Art fuhr er fort: „Schlechtes Reisewetter gehabt. Darf ich Ihnen meine Kinder vorstellen? — Meine Tochter Ida.“

In auffallender Kleidung trat aus dem Hintergrunde eine junge, hübsche Dame hervor. Walter erblickte zwei schmachtende Augen. Ein feines Stimmchen begrüßte ihn. Er wollte etwas erwidern, doch der Vater in seiner plumpen, hastigen Art ließ es nicht dazu kommen.

„Mein Sohn Heinrich, die Droschke 17, Sie essen natürlich bei uns,“ fuhr er in einem Atem fort. Bei dem ersten Worte machte er eine bezeichnende Handbewegung. Walter blickte nach der angedeuteten Richtung. Er bemerkte niemand. Später stellte es sich heraus, daß Heinrich bereits draußen ungeduldig auf dem Kutscherbock des bestellten Wagens Platz genommen hatte.

„Aber, Papachen!“ unterbrach das Mädchen den redseligen Alten in flötendem Tone, „so nimm doch dem Herrn die Reisetasche ab.“

Walter wollte es nicht zulassen, daß der andere sein Gepäck trüge. Es entspann sich ein kleiner Streit. Unter allerlei gegenseitigen Höflichkeitsbezeugungen, bei denen die Reisetasche aus einer Hand in die andere wanderte und zu guter Letzt fast noch in den Straßen-

schmutz gefallen wäre, gelangte die kleine Gesellschaft endlich zur Droschke.

Auf der Fahrt erfuhr Walter die näheren Einzelheiten über das Leiden seines Oheims.

Nach jahrelanger Abwesenheit in der Fremde von Heimweh ergriffen, war der alte, kränkliche Sonderling zum allgemeinen Erstaunen plötzlich in Karlsruhe aufgetaucht. Der Uebergang aus dem Frühling der Riviera in den deutschen Winter sollte ihm verhängnisvoll werden. Schon am zweiten Tage seines Aufenthaltes auf heimatlichem Boden mußte er das Bett hüten infolge einer Erkältung, die er sich auf der Reise zugezogen. Sein Zustand verschlimmerte sich von Stunde zu Stunde. Die Aerzte fingen an, ernstlich zu fürchten. Der Greis glaubte selbst, daß sein Ende herannahte. Angesichts des Todes weich und versöhnlich gestimmt, wünschte er seinen Neffen zu sprechen.

So war Walter benachrichtigt worden.

Als der junge Mann bald nach seiner Ankunft mit leisem Schritte das dichtverhangene Zimmer des Kranken betrat, konnte er vor Rührung kaum die Thränen zurückhalten.

Bis spät in die Nacht blieb er bei seinem Oheim. Auch in den folgenden Tagen war er viel um ihn. Der Zustand des alten Herrn besserte sich ein wenig. Walter empfand darüber die aufrichtigste Freude. In seiner weichen Natur hatte er schnell vergessen, wie ihn

noch vor kurzem der Gedanke an seinen Onkel wenig angenehm berührte.

Wenn Ernsten je das Krankenzimmer verließ, bildete er sofort den Mittelpunkt allgemeiner Teilnahme. Leute, von denen er kaum einmal gehört, stellten sich als Verwandte oder alte Bekannte vor. Nicht nur Herr Michel und Fräulein Ida, alle, Geschwätzige wie Schweigsame, Hübsche wie Häßliche, wetteiferten in Liebenswürdigkeit gegen ihn, lasen ihm seine Wünsche fast an den Augen ab. Ernsten fühlte recht gut, daß man ihm ausschließlich als dem künftigen, reichen Erben huldigte. Dessenungeachtet that ihm die unerwartete Zuvorkommenheit der anderen unendlich wohl.

Doch all jene neuen Eindrücke bewegten ihn nicht so mächtig wie der Gedanke an das geliebte Mädchen. Seiner Stimmung während dieser Zeit gab er eines Abends in folgendem Gedicht Ausdruck:

Nun ist der bange Abschied überstanden,
Der mich von dir gerissen heimatwärts.
Und doch — ob sie gleich all sich wieder fanden,
Die Lieben — blieb, wo du verweilst, mein Herz.

Nur schlägt es heute stürmischer und wilder;
Nur seh' ich heut' dein dunkles Aug' nicht mehr
Voll Unschuld — dafür gaukeln wüste Bilder
Aus jener Lastersphäre um dich her.

Doch kniet' ich heut' noch vor dir Engel nieder
Und schriee auf zu dir in meiner Pein,
Dein Auge gäbe mir den Frieden wieder —
Nicht wahr? — mit einem einz'gen Blick allein.

Er sandte die Verse an die junge Mutter.

*

*   *

Zwei Tage später telegraphierte er an Richard: Onkel heute Nacht gestorben. Ich in Kurzem zurück. Thue die nötigen Schritte, Agathe frei zu machen. Geldsendung folgt. Walter.

Ernsten sah sich plötzlich im Besitze eines beträchtlichen Vermögens. Wider sein Erwarten in früheren Zeiten war er zum Haupterben eingesetzt.

Der Hingeschiedene hatte nur über unbedeutende Summen anderweitig verfügt. In einer dieser Bestimmungen zeigte er sich noch einmal als den Sonderling, den man stets in ihm gesehen; sie verriet einen gewissen Humor. Der erste Fremde, an welchem beim Begräbnis der Sarg mit der irdischen Hülle des Entschlafenen auf dem Kirchhof vorbeigeführt würde, sollte, ohne Ansehen des Alters oder des Geschlechts, hundert Mark erhalten. Da das Gerücht hiervon unter die Leute gekommen war, so entstand schon beim ersten Morgengrauen des betreffenden Tages eine entsetzliche Schlägerei an den Friedhofs-Thüren. Als der Leichenzug endlich herannahte, schlug halb Karlsruhe eine wütende Schlacht. Die Diener der Gerechtigkeit mußten verschiedentlich blank ziehen. Um die Preisfrage entspann sich später ein großer Rechtsstreit. Ein Polizeioffizier soll als Sieger daraus hervorgegangen sein.

Ungeheuchelte Thränen gab es natürlich bei einer solchen Beerdigung in Menge. Im Leichengefolge allerdings war Walter wohl ziemlich der einzige, der

aufrichtig weinte. Er fühlte sich tief ergriffen, wie der Sarg langsam in die Gruft sank.

Hätte der bisherige Vermögensverwalter seines Oheims, der Inhaber eines Karlsruher Bankhauses, nicht in kurzem noch eine längere Unterredung mit ihm gewünscht, so wäre der junge Mann am liebsten gleich am Abend des Begräbnistages nach seinem Wohnort zurückgereist. So zog er es vor, für die anberaumte Frist nach Baden-Baden hinüberzufahren. Hier konnte er sich von den Aufregungen und ununterbrochenen Mühen der jüngsten Zeit ein wenig erholen und in Ruhe Pläne für die Zukunft entwerfen.

In den letzten Tagen hatte er keine Muße dazu gehabt und am Krankenlager war er bemüht gewesen, derartige Gedanken schon im Entstehen zu unterdrücken. Es kam ihm hier abscheulich vor, mit dem Tode des Leidenden zu rechnen. Hin und wieder hatte er sich trotzdem wohl bei flüchtigen Erwägungen dieser Art ertappt, zumal nachdem er von Herrn Michel die Bestimmungen des Erblassers erfahren.

In Baden-Baden stieg der Mediziner in einem der ersten Gasthöfe ab. Er trat in jeder Beziehung sehr vornehm auf. Von jeher auf sein Aeußeres bedacht, trug der reiche Erbe heute einen kostbaren Winterpelz. Seine Trauerkleider waren im neuesten Schnitt gearbeitet und die ziegenledernen Knöpfstiefel saßen tadellos. Mit seinem zierlichen juchtenen Reiseköfferchen nötigte er beim Verlassen des Hotelwagens dem Portier

eine ungewöhnlich tiefe Verbeugung ab. Bei alledem gab er sich so natürlich, als ob er andere Verhältnisse nie gekannt hätte. Man fühlte es heraus, daß er in dieses Wohlleben hineinpaßte, ein feiner Herr, kein gezierter Emporkömmling.

An Richard sandte der junge Mann in den nächsten Tagen mehrfach Nachrichten, meistens durch den Telegraph. Bald sollte sich Agathe ein stahlgraues Seidenkleid mit Pelzbesatz zulegen, dann hatte er wieder vergessen, daß Hänschen wahrscheinlich einer vollständig neuen Ausstattung bedürfte, oder auch er bat Burkert, eine passende Wohnung für Agathe zu suchen. Der jungen Mutter schickte er ein Paar Saphirohrringe von der Farbe ihrer dunkelblauen Augen.

Agathe durfte, wie er von Richard erfahren, am Ende der laufenden Woche ihre Stelle verlassen.

Frei lag die Zukunft vor ihnen. Und dennoch, Walter war nicht zufrieden. Ein banges Gefühl, eine Furcht vor etwas Unbekanntem lastete auf ihm. Er stellte Selbstbetrachtungen an und kam doch nicht dahinter, was es war. Er suchte den Grund in einer Gemütsverstimmung infolge der letzten Ereignisse oder der augenblicklichen unthätigen Lebensweise. Vielleicht auch drückte ihn das Bewußtsein, unmittelbar nach dem Tode des Onkels ein Wohlleben zu führen, oder die Reue quälte ihn, weil er an dem Lager des Verstorbenen geheuchelt haben mochte. Vielleicht — doch nein, es war etwas anderes.

Walter durchschritt die Lichtenthaler-Allee. Rings auf Wald und Feld lag eine leichte Schneedecke. Vor einem vornehmen Landhäuschen, das hinter Tannen und Lebensbäumen freundlich hervorlugte, blieb er stehen. Ein Park mit weiten Rasenflächen erstreckte sich bis an den Fuß der Berge. Der Wanderer dachte zurück an die einstigen Träumereien in seinem Studierzimmerchen. Das Schloß seiner Phantasieen stand vor ihm mit Händen greifbar. Heute verknüpfte er den Gedanken an Dienerschaft und Wagen und Pferd damit. All die verschwommenen Bilder, welche einst bei diesen Träumen vor seinem geistigen Auge vorüberzogen, zeigten ihm jetzt erkennbare Formen und Gestalten. Und da — da überkam ihn auch wieder jenes unbehagliche Gefühl.

Er wandte sich ab und sagte gezwungen lächelnd: „Ach, das ist doch nicht mein Schloß; es fehlt ja das leise plätschernde Meer und der Himmel des Südens.“

Sehr hastig eilte er dann in die Stadt.

Im Konversations-Hause sollte heut Abend ein Konzert stattfinden. Walter ging dorthin. Nachdem er einige auserlesene Leckerbissen zum Nachtmahl eingenommen, lauschte er mit Behagen den Klängen des Orchesters.

Es lag in seiner Absicht, vor der Schlußnummer, einer Balletvorstellung aus Exzelsior, aufzubrechen. Drei Tage nach der Beerdigung des Onkels mochte seine Anwesenheit bei etwas derartigem nicht ganz

passend sein. Zu guter Letzt blieb er doch auf seinem Platze sitzen.

Das Ballet erregte bald seine Teilnahme in hohem Grade; eine der Tänzerinnen ähnelte Agathe ein wenig; er verfolgte jede ihrer Bewegungen mit aufmerksamen Augen. Halb wider seinen Willen entzückte ihn das Spiel ihrer Muskeln. Wiederholt ersuchte er einen neben ihm sitzenden Herrn um das Opernglas.

Die Vorstellung war beendet. Ernsten trat auf die Straße hinaus. Draußen zog es ihn nach der Lichtenthaler Allee zu der Stelle, wo er heute Morgen gestanden. Vom Himmel rieselte ein feiner Regen, seit den Nachmittagsstunden herrschte ein schmutziges Thauwetter. Trübe und undeutlich hoben sich die Umrisse des vornehmen Landhauses von dem dunklen Hintergrund der Berge ab.

Walter starrte in den Park, dann schloß er eine Zeitlang die Augen; er wußte jetzt, wovor er Furcht hatte. Aber er sprach das Wort nicht aus.

Auf dem Rückwege zum Hotel und noch in seinem Zimmer war er ernstlich bemüht, die Gedanken auf anderes zu lenken. Er erinnerte sich daran, wie er vor wenig Wochen in seiner Armut so glücklich gewesen. Das reine, fleckenlose Bild Agathes, welches er sich einst so oft vor seine Seele gezaubert, sollte ihn trösten. Es erschien ihm nicht. Den Schmerz der Karlsruher Tage hätte er noch einmal durchkosten, die Thränen beim Tode und beim Begräbnis des Oheims noch

einmal weinen mögen, wenn er nur das Jetzt vergessen durfte.

Sein Schlaf in dieser Nacht war sehr unruhig.

In aller Frühe eilte er am folgenden Morgen in eine Buchhandlung. Ein alter Herr mit einer Glatze fragte ihn nach seinem Begehren.

„Ich wünsche etwas recht Spannendes", antwortete Walter.

Der Kahlköpfige warf einen schnellen, prüfenden Blick auf das blasse, etwas müde Antlitz des fein gekleideten Käufers.

„Romane?" fragte er dann, „etwa Zola, Mantegazza, Sacher-Masoch?"

„Nein, so etwas nicht," antwortete der junge Mann zögernd. Nur der erste Teil seiner Erwiderung schien ihm schwer zu fallen. In hastigem, veränderten Tone fuhr er fort: „Packende Reisebeschreibungen oder dergleichen. Es liest sich so bequem hinter dem gemütlichen Ofen, wie man in der Sahara langsam verbratet oder am Nordpol auf einer Eisscholle bei 40 Grad unter Null das Zeitliche segnet."

Der Buchhändler brach über die lustige Bemerkung des feinen Herrn in ein schallendes Gelächter aus, so daß die letzten spärlichen Haare auf seiner Stirne hin- und herflatterten. Im Stillen aber dachte er: ein Unglücklicher. Dieser Mann that sich etwas zu gute darauf, ein Seelenforscher zu sein. Er verkaufte mit Gefühl.

Aus einigen vorgelegten Reisewerken hatte Walter bald mehreres ausgewählt. Er legte ein Geldstück auf den Tisch. Während der Buchhändler noch mit der Abrechnung beschäftigt war, blätterte er unter den Büchern des Ladens herum. „Die Kameliendame von Alexander Dumas Sohn,“ las er halblaut. Walter kannte die Dichtung flüchtig von früheren Jahren her. Wie er das Buch jetzt betrachtete, glaubte er vor einem Wendepunkt seines Lebens zu stehen. Noch konnte er wählen. Er zögerte — er kämpfte — er unterlag.

Scheinbar gleichgültig sagte er dem Kahlköpfigen: „Ziehen Sie hierfür auch die Kosten von meinem Gelde ab. Das Ding soll spannend sein.“ Eine jähe Röte überflog bei diesen Worten sein Gesicht, sie stach auffallend von der gezierten Lässigkeit seiner Sprache ab.

„Wollen Sie die Reisewerke für mich in den Europäischen Hof schicken,“ fuhr er fort. „Das Büchlein hier kann ich gleich in die Tasche stecken.“

Hastig erledigte er die Bezahlung, hastig entfernte er sich.

Mit dem Zeigefinger an der Nase, blickte der Seelenforscher dem Enteilenden aufmerksam nach. Mehrmals schüttelte er ratlos das Haupt.

Walter hatte bald den Europäischen Hof wieder erreicht. In seinem Zimmer warf er sich auf einen türkischen Divan nieder und begann in der „Kameliendame“ zu lesen. Ueber die ersten Seiten ging er schnell hinweg, allmählich wurde er mehr und mehr

gefesselt; dann durchflog er die Zeilen mit angehaltenem Atem und klopfendem Herzen. Er glaubte, in Armand Duval sich selbst wieder zu erkennen. Agathe war Marguerite Gautier, war — seine Maitresse. Das Wort hatte alles Abstoßende für ihn verloren. Des Dichters süßes Gift betäubte ihn. Er erschreckte nicht mehr bei diesem Gedanken wie gestern, wie noch eben, als er nach „spannenden Reisebeschreibungen" so hastig verlangte. Langsam war das Begehren über ihn gekommen, zuerst nur ein dunkles, unbewußtes Sehnen. Noch vor zwei Tagen konnte er nicht sagen, was in ihm vorging. Er fühlte eine Beklemmung ob seiner selbst. Wenn er damals sein plötzliches Wohlleben mit dieser Mißstimmung in Verbindung brachte, so streifte er wohl ein wenig die Wahrheit. Nur durchschaute er nicht das ganze Gefüge von Gründen und Wirkungen. Erst nach der Balletvorstellung im Konversationshause war es ihm klar geworden, daß ihn ein böser Zauber aus dem Paradiese seiner idealen Träume vertreiben wollte, daß er sinnlich begehrte. Vor Stunden. Jetzt trieb er im Strudel, steuerlos, ohne Willen und Kraft.

Wohl kämpfte er noch in den folgenden Tagen ein wenig, selten nur; und die Worte, mit welchen er gegen sich selbst eiferte, blieben — Worte.

* * *

Zwei Wochen und einige Tage waren seit Walters Abreise nach Karlsruhe verstrichen. Er hatte für den Abend seine Rückkehr in die Hauptstadt angesagt. Richard und Agathe erwarteten ihn auf dem Friedrichs-Bahnhof. Die junge Mutter trug über einem pelzverbrämten Seidenkleid einen kurzen dunklen Plüschmantel mit hohem Stuartkragen. Ihr aufgeregtes Gesichtchen schaute unter einem Federbarett hervor. Wohin das junge Paar auch schritt, stets folgten ihm verstohlen oder offen die Blicke der anderen. Agathe erregte Neid und Bewunderung. Ein junges Ehepaar geriet in lauten Streit über den mutmaßlichen Wert ihrer Saphirohrringe. Es beruhigte sich erst, als der Schnellzug aus Süddeutschland dröhnend in die Halle fuhr.

Die Wagenthüren wurden geöffnet. Durch die Menschenmenge eilte Walter auf seine Bekannten zu. Dem jungen Mann war eigentümlich ums Herz. Er hätte fast wünschen mögen, noch nicht am Ziel zu sein.

Doch Richard ließ ihm nicht lange Zeit zu stillen Betrachtungen. Kräftig drückte er dem Ankömmling die Hand, sprang dann einige Schritte zurück, um sich tief zu verbeugen: „Dies gilt dem feinen Gentleman, Winterpelz, Coupé erster Klasse“, näselte er dabei. „Darf ich die gnädigen Herrschaften vorstellen? Herr Walter Ernsten, lebt von seinen Zinsen, und hier Madame.“ Scheinbar sehr ernst wies er auf das junge Mädchen.

„Madame“, dachte Walter bei sich. „Welch feiner Spürsinn in diesem Richard!“ Agathe schaute er nicht in die Augen. Während der andere an das Ende des Zuges lief, führte er schnell ihr Händchen an seine Lippen.

Burkert kam zurück. „Wo steckt denn deine Dienerschaft? Ich habe vergebens im Wagen dritter Güte danach Umschau gehalten.“

„Dienerschaft, wozu? Der gute Mann dort wird meine Tasche auch zum Bahnhofs-Pförtner bringen“, erwiderte Walter heiter und winkte einem unter den Gepäckträgern, die ihn in gemessener Entfernung umstanden.

Bei der gebieterischen Weisung des Freundes schob Burkert den Hut ins Genick, steckte die Hände tief in die Hosentaschen und sang halblaut mit einer bezeichnenden Kopfbewegung nach dem leichten Köfferchen und seinem Träger:

„Na, warum soll'n wir nicht?
Wir können's ja, wir haben's ja dazu!“

Draußen auf der Straße bat er Walter, einen Augenblick stillzustehen. Feierlich legte er dann den Arm des jungen Mädchens in den seines Freundes. Ernsten erzitterte und schwieg, Agathe blickte verlegen zu Boden.

Im Weitergehen begann sie etwas schüchtern, ihrem Gönner für all seine Güte zu danken. Sie hatte sich im Stillen seit zwei Tagen auf eine kleine

Rede vorbereitet; aber Richard fuhr der Sprecherin schnell ins Wort: „Ach, wie Sie jetzt schmeicheln können! Ich will doch meinem Freunde einmal klaren Wein einschenken. Seine allerhöchste Ungnade haben Sie verdient.

Wenn du wüßtest, Walter, wie ich mich mit dem Fräulein herumgestritten habe. Nichts wollte sie mehr von dir annehmen; ihr Gewissen verböte ihr, dich auszubeuten, und was dergleichen mehr. Wäre ich nicht etwas nachdrücklich vorgegangen, wir säßen noch im Café Sumpf wie weiland Aschenbrödel in der staubigen Küche. Du kannst dich beruhigen, es ist jetzt keine Gefahr mehr. Für Madame steht seit vorgestern im feinsten Villenviertel eine Wohnung zur Verfügung. Drei Zimmer nebst Küche und Zubehör, Ausstattung im Stile der Renaissance oder gar aus noch früherer Zeit. Zwei Dienstmädchen beleben das Ganze, eines für alles und das andere für Hans. Der kleine Bursche hat sich rote Wangen zugelegt und strampelt in den spitzenbesetzten Kissen seines Bettchens für zwei. Kurz, jeder deiner Befehle wurde peinlichst befolgt. Selbst ein Klavier habe ich nicht zu mieten vergessen; in betreff der musikalischen Abendunterhaltungen bitte ich um eine ständige Freikarte.

Ich habe alles im voraus bezahlt, bin aber auch mit den Summen, welche du mir geschickt, so ziemlich zu Rande. Vierzig oder fünfzig Mark sind mir noch geblieben.“

Der Angeredete machte eine abwehrende Handbewegung und sagte: „Wozu uns jetzt damit langweilen?!“

„Nun,“ erwiderte Richard, „du weißt, ich bin eine ängstliche Seele. In Geldgeschichten hört bekanntlich die Gemütlichkeit auf.“

„Darf ich dir den Rest von vierzig oder fünfzig Mark zum Geschenk machen?“

„Zapperlot, und ob du darfst!“ antwortete Burkert mit Ueberzeugung. „Thu deinen Gefühlen keinen Zwang an. Nur schreibe mir von solch löblichen Absichten nächstens gleich zu Beginn, damit ich ohne Gewissensbisse und ruhiger als dieses Mal bei den Besorgungen für dich auf deine Gesundheit von Zeit zu Zeit mein Gläschen Champagner leere.“

Walter lächelte seinem Freunde zu und dachte an ganz etwas anderes dabei. Das Knistern eines seidenen Kleides, der Duft einer Haarsträhne, die der Wind zu ihm hinüberspielte, die wogende Bewegung eines lebenswarmen Körpers berauschte ihn. Mitten in diesem Taumel kämpfte er jetzt vor der Entscheidung noch einmal einen schweren Kampf mit sich selbst, noch hielt er Agathes Arm ganz lose in dem seinen.

Es war geplant worden, in irgend einer feineren Wirtschaft zu speisen. Die drei jungen Leute kehrten in eine Weinstube ein. Wie auf der Straße, so führte Richard auch hier fast ausschließlich die Unterhaltung. Dabei vergaß er nicht, den Getränken ebenso wie den

Kaviarbrötchen und den Austern tapfer zuzusprechen, im Gegensatz zu seinen Tafelgästen.

Kurz nach elf Uhr brach die kleine Gesellschaft auf.

Draußen im Freien gähnte Richard, bezeugte Sehnsucht nach einem guten Bett und verabschiedete sich bald mit einem „morgen wieder ‚luschtik‘.“

Walter und Agathe schritten in entgegengesetzter Richtung. Sie gingen nicht wie vorhin eingehakt. Nach einer Weile des Schweigens begann der junge Mann: „Wie gibt Ihnen Ihr Mantel....“, weiter kam er nicht, „so reizende Formen“ verschluckte er. Kläglich schaute er dabei vor sich nieder. Agathe sah ihn erschrocken an.

„Wenn sie mich nur fortschickte! — Ich will ihr alles sagen, alles, ohne Rückhalt,“ dachte er bei sich.

Aber er sprach nicht. Ein verworrenes Durcheinander von Erinnerungen, von Plänen, von allem Möglichen durchkreuzte sein Hirn. „In die nächste Droschke, welche vorbeifährt, springe ich, wohin sie mich auch führen mag. Zum Bahnhof? Nach welchen Ländern werde ich heut' Nacht noch abfahren können? Morgen Abend um diese Zeit treibe ich mich vielleicht auf den Boulevards von Paris herum. Wenn ich dann an diesen Augenblick zurückdenke, doch....“

Das Geräusch eines Wagens ließ sich hören, langsam kam es näher. „Klapp, klapp“ tönte es einförmig durch die stille Straße. Walter versuchte die Schritte des Pferdes zu zählen. In dem Scheine

einer Laterne zeigte sich ein Geschäftsfuhrwerk. Der junge Mann erschrak über die Erleichterung, welche er bei dieser Gewißheit empfand.

Wieder kam ein Wagen. Es war eine leere Droschke. Langsam, schlaftrunken trottete ein magerer Gaul vorüber. Walter schwieg.

Das junge Paar war am Ziele angelangt.

„Eigentlich ist es ein wenig spät," unterbrach der Mediziner das Stillschweigen, „aber ich bin zu neugierig. Wollen Sie mir nicht noch Ihre Wohnung zeigen, bevor ich hier in der Nähe das nächste Hotel aufsuche?"

Ueber Agathes Gesichtchen huschte ein glückseliges Lächeln. Bei der Eintönigkeit und der finsteren Miene Walters hatte sie bereits geglaubt, durch irgend ein Versehen sein Mißfallen erregt zu haben.

Freudig führte sie den Begleiter in ihre Wohnung. Alles lag bereits in nächtlicher Stille. Hänschen schlummerte sanft in seiner Wiege. Die Mutter küßte ihn auf beide Wangen. Der Kleine wachte auf, lallte einige Worte und entschlummerte wieder ruhig, unschuldig.

Im Klavierzimmer bat Ernsten das Mädchen, ihm leise ein wenig vorzuspielen. Bereitwillig folgte Agathe seiner Aufforderung. Bevor sie sich an den Flügel setzte, sah sie noch nach den Fensterläden. Auch den damastenen Thürvorhang zog sie sorgfältig vor, damit jeder Schall zurückgehalten würde. Walter hatte auf

einem Sessel halb im Dunklen Platz genommen. Zwei Kerzen erhellten den Raum nur spärlich. Wenn sie plötzlich aufflackerten, so huschte ein greller Schein durch das Zimmer.

Agathe, noch immer in ihrem Straßenanzuge, durchblätterte ein Notenheft. Walter betrachtete sie. Es kam ihm in diesem Augenblicke vor, als ob sein Ich aus zwei Wesen bestünde. Das eine begehrte wild und das andere überlegte kalt. „Die Thörin", sprach es, „geht auch richtig in die Falle, sie macht sich selbst den Ausweg unmöglich. Ob nicht besser die Thür geschlossen wird? Doch wozu? Der dichte Vorhang erstickt jeden Lärm."

Die junge Mutter begann in gedämpftem Tone das Gebet Agathes aus dem Freischütz zu spielen. Ein leises Geräusch ertönte hinter ihr; sie wandte lächelnd das Gesichtchen. In diesem Augenblicke legten sich zwei Hände vor ihre Augen, auf ihren Lippen brannte ein heißer Kuß. Walter wollte sie an seine Brust pressen. Agathe suchte ihn abzuwehren.

Eine unendliche Bangigkeit erfaßte sie. Auf dem Pachthofe ihres Vaters hatte sie einst, noch ein reines, sorgloses, ausgelassenes Mädchen, in den Armen des jungen Gutsverwalters ebenso gezittert. Sie war das Weib gegenüber dem Manne, nicht die Dirne der Straße gegenüber dem ersten besten Käufer.

Und bei ihrer Angst jubelte es doch tief innen in ihrem Herzen: „Er liebt mich." Jetzt zweifelte sie

nicht mehr daran, wie so oft in letzter Zeit. Der Gott, welcher sie seit Wochen mit Segen überschüttete, welchen sie nur noch anzubeten, nicht mehr zu lieben wagte, stieg hinab zu ihr, dem sündigen Menschenkind, und preßte sie in seine Arme. Aus diesen träumerisch-traurigen Augen, welche sie so selten schauen durfte, konnte auch das Verlangen sprühen.

„Liebst du mich denn nicht?“ fragte sie der junge Mann leise und ängstlich.

Sie preßte sich an ihn und hauchte kaum vernehmbar: „O, wenn du wüßtest, wie ich dich liebe!“

— — — — — — — — — — —

*
*　　*

Auf der Hauptstadt lag der erste Sonnenschein eines kalten Wintermorgens.

Walter fuhr in einer Droschke nach dem Bahnhof, wo er gestern angekommen war. Vor Stunden schon hatte er Agathes Wohnung verlassen. Seitdem irrte er planlos in den Straßen herum. Planlos handelte er auch jetzt. Er wußte nicht, warum er einen Wagen bestiegen, warum er dem Kutscher gerade jenes Ziel zugerufen hatte. In einer Ecke des Wagens saß er dumpfbrütend hinter den dicht verhängten Fenstern. Es ärgerte ihn, daß draußen der Tag so freundlich lachte. Er hätte lieber Schnee und Regen gesehen.

Jedesmal, wenn bei einer Bewegung der Vorhänge ein heller Lichtschimmer an ihm vorbeihuschte, fuhr er scheu mit der Hand nach den Augen.

Die Droschke mochte eine Zeit lang über Asphaltpflaster gefahren sein. Ernsten schreckte aus seinem Sinnen auf; der Wagen rollte über holperige Steine. Hin und her geworfen, vernahm der junge Mann das unangenehm schallende Geräusch der Räder.

Dieser unbedeutende äußerliche Eindruck brachte einen mühsam verhaltenen Wutanfall plötzlich bei ihm zum Ausbruch. Er warf sich auf die Polstersitze, er schleuderte seinen Hut in eine Ecke des Wagens, raufte sein Haar, knirschte mit den Zähnen und trieb seine Fäuste in die Augenhöhlen: „Elender Schuft, der ich bin! Gestern noch ein süßer Traum, ein Himmelreich in meiner Brust und heute — aus, aus, alles aus. Ja, nicht einmal im Liebesrausch, mit gemeiner Hinterlist habe ich dich Wehrlose überfallen, doch du, hast du nicht den anderen auch schon angehört? Nein, nein, es ist nicht wahr. Die Not trieb dich, dein hungerndes, krankes Kind. Da mag ich erbärmlicher Feigling noch die Schuld auf dich wälzen. Warte nur, warte nur!“ seine Stimme wurde ganz leise. Er lächelte, als ob er Agathe vor sich sähe. „Es soll dir Sühne werden. Heut' Morgen noch fahre ich fort in ferne Weltteile, nie kehre ich zurück. Und konnte ich dich nicht rein lieben, so konnte ich doch wenigstens bereuen. Oder soll ich hingehen und um dich freien?!“

Ein verächtliches Lächeln spielte über seine Lippen. „Als ob ein Priester mit all seinen Worten mich auch nur für einen Augenblick das Paradies von einst wieder schauen ließe! Das Paradies von einst.“ Traurig schüttelte er das Haupt.

Der Wagen fuhr am Bahnhof vor.

Walter löste beim Pförtner seine Reisetasche aus. Der Gedanke war ihm gekommen, mit dem nächsten Zuge über Hamburg ins Ausland zu gehen. Auf den Fahrplänen rings an den Wänden fand er nicht gleich, was er suchte. Irgend ein Bahnbeamter hätte ihm leicht Aufschluß geben können, doch er konnte sich nicht entschließen, Erkundigungen einzuziehen. Es schien ihm schrecklich, mit einem anderen reden, auf etwaige Fragen wieder Antwort geben zu müssen. Zu sich selbst sprach er in leisem Tone fortwährend. Zufällig las er jetzt, daß in einer Stunde ein Schnellzug nach den Niederlanden abging. Sein Plan war auch schon gefaßt. In Amsterdam wollte er das erste beste überseeische Schiff besteigen. Bei diesem schnellen Entschluß überkam ihn ein Gefühl der Genugthuung. Wie groß mußte sein Schmerz, wie tief seine Reue bei dieser Gleichgültigkeit gegen die ganze Außenwelt sein!

Aufgeregt schritt er im Wartsaal auf und ab. Man schaute nach ihm, er merkte es. Wieder freute er sich wie eben. Dann blieb er stehen und überlegte: „Mein Gott! Heuchle ich denn nur? Will ich mich etwa wichtig machen vor meinen Mitmenschen? —

Nein und tausendmal nein! Der Schmerz, den ich empfinde, ist Schmerz. Ihr sollt es sehen."

Ein plötzlicher Gedanke machte ihm das Blut in den Adern erstarren. „Ihr sollt es sehen," wiederholte er, wie im Irrsinn lächelnd. „Vielleicht war ich doch kein Schwächling, Richard. Und wenn ich gestern als feiger Schurke handelte, so will ich heute ein Held sein."

Trotzig entschlossen nahm er seine Tasche von einer der Bänke im Warteraum und schritt nach dem Ausgang des Bahnhofs.

Eine Droschke führte ihn bald seiner ehemaligen Wohnung zu. Unterwegs hielt der Wagen vor einem Waffengeschäfte. Walter stieg aus und schritt in den Laden.

Auf seinen Wunsch hin wurden ihm mehrere Revolver vorgelegt. Ernsten nahm eine der zierlich gearbeiteten Waffen, welche ihm besonders durch ihr Aeußeres gefiel, in die Hand und fragte den Verkäufer in harmlosem, ruhigen Tone: „Kann man hiermit schon einen Menschen auf den ersten Schuß töten? Das Kaliber scheint mir ein wenig klein. — Ich will in fremde Länder reisen; man weiß nicht, was einem zustoßen kann. Sicher ist sicher und vorher besser als nachher."

„Aber, ich bitte Sie, geehrter Herr," beteuerte der andere, „wer davon gekostet hat, dürfte ruhig sein."

„Nun, mehr kann man nicht verlangen. Wollen Sie mir das Ding jetzt gleich laden? Doch halt! Zeigen Sie mir vorher noch, wie die Sicherung gehandhabt wird.“

Der Gefragte unterrichtete Walter und schob dann sechs Patronen in die Kammerwalze.

Der Käufer erschauerte leicht bei dem Anblick der schwarzen Bleispitzen. Das war nur vorübergehend. Fast gleichgültig verließ er im nächsten Augenblicke mit seiner Waffe den Laden.

Draußen stieg er wieder in die Droschke ein, ganz ruhig. Er glaubte die Nähe des Todes zu fühlen. Die jüngste Vergangenheit quälte ihn nicht mehr, ein Schuß sollte sie ja in wenigen Minuten sühnen. Aber die Zukunft stieg in bunten Bildern vor seinem Auge auf. Er sah Agathe an seinem Grabhügel weinen. Sie legte einen Kranz von Fliederblüten darauf nieder. Aus ihrem Munde klang es leise: „Ruhe sanft, mein Walter.“ Es war ein sonniger, warmer Sommertag. Hänschen spielte voll kindlicher Unschuld lächelnd im Sande daneben.

Mit greifbarer Deutlichkeit schaute Ernsten das alles. Thränen der Rührung rannen über sein Antlitz. Plötzlich erwachte er aus seinen Träumereien. Der Wagen hielt. „Schon“ sagte er. Es überlief ihn kalt. Aber er war noch nicht am Ziel; das Gefährt setzte sich wieder in Bewegung. Ernsten schaute zum Fenster hinaus. Jedes Haus, jeder Gegenstand war ihm hier

herum bekannt. Er lächelte wehmütig, das sah er nun alles zum letzten Mal.

Endlich an Ort und Stelle, warf er schnell dem Kutscher ein Goldstück hin und eilte die Treppe hinauf. Seine Wirtin erstaunte nicht wenig; sie erwartete offenbar einige Erklärungen, aber ihr Mieter bat sie kurz, sein Zimmer zu ordnen und einzuheizen. Walter hatte noch einmal den Raum betreten wollen, wo er für Agathe gelebt und gelitten. Mit dem Gedanken an sie wollte er hier enden. Jetzt traf er alles in Unordnung. Dicker Staub lag rings im Zimmer, Wäschebündel und Holzkisten versperrten den Durchgang. In seiner Abwesenheit mochte nicht ein einziges Mal eingeheizt gewesen sein. Eine feuchtkalte Luft erfüllte den Raum.

Walter setzte sich auf sein Bett. Er hätte bersten mögen vor Ingrimm. Diese widerwärtige Verzögerung hatte er nicht erwartet. Seine todesmutige Stimmung von eben machte einer fieberhaften Unruhe Platz. Die Alte beeilte sich unterdeß, so gut sie konnte. Bei dem unruhigen Finger- und Zungenschnalzen des anderen wurde ihr ganz unheimlich zu Mute. Der junge Mann warf von Zeit zu Zeit einen flüchtigen, zornigen Blick auf sie.

Der finstere Unmut wich von seinem Antlitz, als sich die Wirtin am Ofen zu schaffen machte. Ein Gedanke war ihm gekommen. Ganz freundlich sagte er plötzlich zu der Alten: „Bringen Sie doch noch einen Korb voll Kohlen her, das Holz heizt so schlecht.“

Die Wirtin verschwand. Walter schlug rasch die Thüre hinter ihr zu, sprang an den Ofen und prüfte die Klappe der Röhre, welche nach dem Schornstein führte. Geschwind zog er dann seinen Revolver aus der Tasche und setzte die Mündung gegen die linke Schläfe. Die kalte, dunkle Masse vor seinem Auge machte ihn erschaudern. Sein Arm sank wieder herunter. „Nein, es ist besser, ich ersticke schmerzlos", dachte er und barg die Waffe in der Tasche.

Die Alte kam mit Kohlen zurück. Sie schürte das Feuer, welches sie eben angezündet hatte. Bald prasselte und zischte es lustig im Ofen.

Die Frau ging. Walter rief ihr noch nach: „Daß mich niemand stört." Dann verriegelte er den Raum und ließ die dunklen Fenstervorhänge herab. In dem jetzt entstandenen gedämpften Licht war es ihm, als ob der Deckel seines Sarges sich über ihn legte. Sein ganzer Leib zitterte. Er mußte sich am Bette halten, um nicht umzufallen. So stand er eine geraume Zeit. Etwas gefaßter öffnete er darauf seine Reisetasche. Unter verschiedenen Papieren lagen Agathes Briefe, sorgfältig eingehüllt. Er las sie, jeden einzelnen führte er an seine Lippen. Die Ruhe von vorhin war wieder über ihn gekommen.

Bevor er ans Werk schritt, stellte er noch einige Gegenstände zurecht. Die Makartsträuße, die verschiedenen Bücher, die Büsten und Bilder sollten wieder ihren alten Platz einnehmen. In dieser Umgebung

wollte der Mediziner noch einmal schnell den schönen Traum der verstrichenen Tage träumen; aber das reine Bild der Vergangenheit stieg nicht vor seinem geistigen Auge auf. Der kalte Tod grinste überall hervor. Walter ließ sich müde auf einem Stuhl nieder. „Es muß sein“, sagte er nach einer Weile. „Ich hab' gefehlt. Die Zeit der Sühne ist da. Sie sagen immer, der Selbstmord sei eine Feigheit; ich finde es nicht. Warum sonst jetzt der kalte Angstschweiß auf meiner Stirn? — Doch schnell. Schnöde Welt leb' wohl. —

Nur eine Zeile noch an sie. Dann mag die Nacht anbrechen.“

Er ging an seinen Arbeitstisch und überlegte. Es fiel ihm kein passendes Wort ein. Aergerlich warf er das Schreibpapier auf den Boden. „Du wirst mich auch ohne das verstehen, Agathe,“ sagte er dabei und schritt beherzt zum Ofen.

Mit der Hand machte er eine winkende Bewegung. Dieser Abschiedsgruß galt der Geliebten. Die übrige Welt wie seinen Freund hatte er vergessen.

Vor dem Ofen breitete er die Decke seines Bettes aus. Noch einmal küßte er Agathes Briefe, welche er nicht wieder aus der Hand gelegt hatte, und ließ sie dann einzeln im Kamine verbrennen. Als das letzte Blatt vor seinen Augen verglommen war, schüttete er den ganzen Inhalt des Kohlenkorbes auf das Feuer und schloß die Klappe.

Auf der Bettdecke ausgestreckt, verspürte er bald einen leichten Kopfschmerz. „Ich kann ja noch aufspringen und ans Fenster eilen,“ dachte er. Mit den Händen hielt er sich dabei krampfhaft an seiner Unterlage. Agathe fiel ihm wieder ein; ihre Züge waren verzerrt; er glaubte ein altes Mütterchen in dem Mädchen zu erkennen. „Wenn ich mich retten will,“ überlegte er noch ganz klar, „so ist es hohe Zeit, ich fange an zu fiebern.“

Seine Schläfen pochten, die Kopfschmerzen nahmen fortwährend zu, das Antlitz brannte ihm. In Magen- und Herzgegend empfand er einen heftigen Druck.

Er hatte bisher die Augen geschlossen. Er schlug sie jetzt auf und wandte ein wenig das Haupt. Das ganze Zimmer schien sich mit ihm im Kreise zu drehen. Sein irrer Blick fiel auf einen Schreibbogen unter dem Bette, er erkannte das Papier. Ein unklarer Gedanke ging ihm durch den Kopf; die qualvolle Angst des Todes packte ihn. Plötzlich raffte er sich auf. „Das Testament, Luft, Luft,“ stöhnte er bang; bewußtlos sank er zurück — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Am Nachmittage betrat Richard etwas ärgerlich die Wohnung, in welcher Walters Zimmer lag. Die Wirtin seines Freundes scheuerte zur Zeit die Küche. Der Ankömmling wendete sich an die Alte: „Bon jour, Frau Penn. Stehts gut mit Ihnen?“

„Ach, Sie sind es, Herr Burkert. Guten Tag

und vielen Dank für die freundliche Nachfrage. — Wie geht es Ihnen?"

„Wenn es mir besser ginge, würde ich schreien," erwiderte der andere. „Aber seine liebe Not hat man doch, bis man Großvater wird. Da suche ich den Ernsten wie eine Stecknadel. Haben Sie ihn vielleicht hier irgendwo?"

Die Wirtin wies lachend nach Walters Zimmer und sagte: „Der schläft bereits seit heute Morgen. Scheints in ziemlich unbehaglicher Stimmung kam er in der Frühe mit einem Koffer von der Bahn. — Sagen Sie, Herr Burkert, ist sein Onkel gestorben und hat er geerbt? Er sieht ja so fein aus."

„Nachher, Frau Penn, nachher," erwiderte der Mediziner schnell und eilte an Walters Thür. „Hola, aufgewacht und aufgemacht! Du hast ja zugeschlossen, alter Siebenschläfer. Madame wartet bereits."

Alles blieb still. Burkert klopfte heftiger und heftiger. Zuletzt hämmerte er mit Händen und Füßen.

Frau Penn kam herbei. „Ausgegangen ist er auf keinen Fall, das weiß ich bestimmt, ich bin seit heute Morgen nicht aus dem Haus gekommen."

Richard bückte sich und sagte gleich darauf erschrocken: „Donner und Doria, der Schlüssel steckt ja in der Thür! Holen Sie schleunigst einen Schlosser. Doch halt! Haben Sie einen zweiten? Wir wollen versuchen, den anderen herauszustoßen. Aber schnell. Einen Nagel, ein schmales Messer, irgend etwas derartiges."

Die Wirtin eilte in die Küche und kehrte mit einer spitzen Feile und einem Schlüssel zu dem Zimmer ihres Mieters zurück. Es gelang Richard nach einigen Drehungen und Stößen mit dem Werkzeug, das Schloß frei zu legen.

Er öffnete die Thür. Auf den ersten Blick hatte er alles begriffen, alles, was seit gestern Abend geschehen. Er wurde sehr bleich, aber er verlor die Ruhe nicht. Der weinenden Wirtin befahl er, schnell die Fenster zu öffnen. Seinen Freund trug er in die Küche.

Walters Gesicht zeigte eine gelb-grauliche Farbe. Große bläulich-rote Flecken bedeckten seine Wangen und Hände.

Bei dem lauten Klagen der Wirtin hatte sich bald die Wohnung mit Neugierigen gefüllt. Richard traf seine Anordnungen; er wählte sich einige aus den Zuschauern aus, die ihm behilflich sein sollten.

Seine Aufforderungen wurden willig befolgt. Er war hier der Befehlshaber, der zielbewußte Arzt, ruhig, groß, ein ganzer Mann, nicht mehr der kleine, lässige, witzelnde Student von eben. Man gehorchte ihm fast ehrfurchtsvoll. Er brauchte nur zu winken, und was er wünschte, lag zur Hand.

Unermüdlich setzte er die Wiederbelebungsversuche fort. Nach längerer Zeit erschien ein ihm bekannter Arzt, welcher in der Nähe wohnte und durch einen Boten über den Vorfall in Kunde gesetzt war. Richard erstattete in kurzem, bestimmten Tone Bericht,

wie ein Offizier seinem General. Der andere nickte beifällig und schritt an den Verunglückten.

In diesem Augenblicke wendete sich Burkert ab, er hatte seine Pflicht gethan. „Es ist keine Hoffnung mehr," sagte er tonlos und warf sich auf einen Stuhl, um zu schluchzen wie ein Kind. Ein weißbärtiger Alter trat tröstend an ihn heran und klopfte ihm freundlich auf die Schulter. Burkert sah zu dem Manne auf. Er bemerkte Thränen in jenes Augen. Aergerlich wies er ihn zurück und biß sich auf die Lippen.

„Nein, wir sind keine Weiber, wir wollen nicht flennen," sprach er rauh. „Herr Doktor, darf ich gehen?"

Der Gefragte winkte mit der Hand, die Stimme versagte ihm; selbst er, abgestumpft gegen Leid und Thränen, konnte das Weinen kaum zurückhalten.

Richard stand auf und sagte: „Herr Doktor, ich erwarte Sie in Ihrer Wohnung."

Festen Schrittes ging er zur Leiche, für Agathe, nicht für sich, schnitt er eine Locke aus dem Haar des Toten. Dann ergriff er Walters kalte, starre Rechte und schüttelte sie. „Leb wohl, mein Freund, Schwärmer, der dir die Erde zu irdisch war, du wirst jetzt Ruhe haben im heiteren Nichts."

Klaren Blickes verließ er das Zimmer. Draußen machte ihm der Schwarm der Neugierigen ehrerbietig und teilnahmsvoll Platz.

* * *

Walter lag seit Monaten unter der Erde. Es war ein warmer Sommertag.

An einer Straßenecke in der Nähe des Friedrichs-Bahnhofes schritt Richard unruhig auf und ab. Von Zeit zu Zeit legte er die Hand vor die Augen und schaute die sonnige, staubige Straße hinab. Er harrte auf Agathe. In der Hand hielt er ein Rosensträußchen; eine feuerrote Nelke prangte an seinem Rock.

Endlich erschien die junge Mutter ganz atemlos. Sie trug ein schlichtes, graues Kleid und einen schwarzen Strohhut. Ein wenig im Widerspruch mit dieser Einfachheit funkelten ihre prächtigen Saphirohrringe, das einstige Geschenk Walters. Auf ihrem Arme strampelte Hänschen sehr vergnügt, zumal als es jetzt Richards ansichtig wurde.

Der Mediziner winkte den Ankömmlingen und eilte in den Bahnhof voraus. „Ich löse die Fahrkarten," rief er schnell dem Mädchen zu, „warten Sie unterdeß mit dem Kinde oben an der Perron-Treppe auf mich."

Wenige Augenblicke später saß die kleine Gesellschaft in der Eisenbahn. Richard nahm Hänschen auf den Schoß. Geduldig ließ er sich von dem Kleinen an den Haaren zupfen. „Warum kommen Sie so spät?" fragte er die junge Mutter.

Agathe antwortete, noch immer außer Atem: „Sie müssen entschuldigen, Herr Burkert; unterwegs hat mich Herr Wolf so lange aufgehalten."

„Wolf?" sann Richard einen Augenblick. „Ach, ich weiß schon, der Dicke. Was wollte er denn? Hat er etwa eine Anleihe bei Ihnen erhoben?"

„Das nicht," erwiderte das Mädchen. Sie hielt ihrem Gesellschafter eine Rose hin. Diese Blume hat er mir geschenkt und die Bitte dabei ausgesprochen, mich verehren zu dürfen."

Burkert lachte sehr laut. „Der Wolf hüllt sich in einen Schafspelz. — Vielleicht bin ich auch solch ein Wolf," fuhr er fort, plötzlich ganz ernsthaft. „Schauen Sie her, hier habe ich auch einen Rosenstrauß, auch für Sie."

Agathe wurde bei der feierlichen Miene des andern ganz verlegen.

„Es hört uns niemand hier in der Ecke," sagte Burkert zu dem Mädchen nach einem prüfenden Blick auf einige Kinder neben ihnen. „Wollen Sie mir für einen Augenblick ein geduldiges Ohr leihen?

Seit drei Monaten sind Sie jetzt wieder im Café Sumpf. Ihr Amt ist nicht schön, es ist erträglich. Ihr Brotherr hebt Sie in den Himmel und, was mehr sagt, Sie haben sich eingewöhnt. Wir alle sind gesund; uns drücken keine Schulden; das ist auch etwas wert. Unser einstiger Freund hätte wohl vor dem Gange in die andere Welt an ein Testament denken können, hätte — aber er hat nicht. Doch Schwamm darüber! Befassen wir uns mit der wirklichen Gegenwart. Im Großen und Ganzen können wir wohl zufrieden sein.

Und dennoch plagt mich eine Sorge. Hören Sie und staunen Sie. Ihre Bewunderer im Café nehmen täglich zu. Heute kommt der Wolf, morgen ein Löwe, Schafe haben nie gefehlt. Kurz, das ganze Tierreich liegt Ihnen bald zu Füßen. Bis jetzt denken Sie immer noch ausschließlich an Walter. Das weiß ich sehr wohl. Aber aller menschlichen Berechnung nach werden Sie eines schönen Tages die Toten vergessen und der Lebenden denken. Das ist ja allgemein so der Welt Lauf. — Nun glaub' ich, Sie haben mich gern. Meine Empfindungen Ihnen gegenüber will ich nicht weiter erörtern. Sie dürften nachgerade wissen, daß ich in Sie verliebt bin. Als Familienpapa gelte ich auch bereits bei dem jüngeren Geschlecht, wie Hänschen auf meinem Schoß zur Genüge beweist. Wer zuerst kommt, mahlt zuerst, und jeder ist sich selbst der Nächste, heißt es im Sprüchwort. Darum frage ich Sie hiermit, bevor ein anderer es thut: wollen Sie mich zu Ihrem Geliebten haben? — Ueberlegen Sie sich die Sache, es braucht nicht gleich zu sein. Sie kennen mich zur Genüge, ich bin nicht reich, ich bin nicht hübsch, aber — — — — doch Sie weinen, Fräulein."

Agathe blickte zu Boden. Thränen liefen über ihre Wangen.

„Beruhigen Sie sich," bat Richard das Mädchen. „Ich werde nicht wieder davon sprechen; ich hatte ja auch eigentlich kein Recht dazu, Ihnen das zu sagen.

Aber sehen Sie, ich bin nun einmal so; auf die Dauer kann ich nicht verschweigen, wie mir ums Herz ist, und da hielt ich es für das Beste, frei zu reden und dann — „wer liebt, rast“, sagt Byron.

Kommen Sie, geben Sie mir jetzt die Hand. Alles bleibt beim Alten und wir machen unsern vergnügten Sonntagsnachmittagsausflug, als ob nichts vorgefallen wäre.“

Agathe reichte ihr Händchen.

Gleichwohl blieb die Stimmung der beiden jungen Leute während dieses ganzen Tages eine gedrückte. Erst in der Folgezeit zeigte sich in ihrem gegenseitigen Verkehr die alte Herzlichkeit wieder. In kurzem hatten beide den Vorfall wirklich vergessen, weil sie ihn vergessen wollten.

Eines Abends stand Richard im Café Sumpf vor dem Schenktisch, an welchem seine Freundin bediente. Die jungen Leute plauderten angelegentlich miteinander. Agathe erzählte wie öfters von ihrer Jugend.

„Ihr Vater muß doch ein sonderbarer Kauz sein,“ sagte Richard im Laufe des Gespräches. „Verzeihung, daß ich den Ihrigen so nahe trete; aber ich kann nicht umhin, diese Bemerkung zu machen.“

„O, wenn Sie ihn kennten, Herr Burkert, Sie würden nicht so sprechen,“ sagte das Mädchen in überzeugtem Tone. „Er ist ein solch ernster, rechtlicher Mann, wie nicht so leicht ein zweiter, fromm und gottesfürchtig wie keiner im Dorf.“

„Auch das noch,“ wiederholte Burkert leichthin, „fromm und gottesfürchtig.“

„Ja, ich weiß, Sie halten davon nicht viel,“ sagte Agathe. „Doch Sie sollten ihn gesehen haben, wenn er früher des Sonntags meiner Mutter und mir einen Abschnitt aus der Bibel vorlas. Seit Jahren geht er nämlich nicht mehr in die Kirche, weil ihm der Pfarrer in Neuhoff zu freigeistig ist. O, wären Sie bei jenen Andachtsübungen zugegen gewesen, Sie hätten Ehrfurcht bekommen. Besser als der Priester auf der Kanzel konnte er alles auseinandersetzen.“

„Fromm und gottesfürchtig“, sagte Richard aufs neue. Ein wunderlicher Einfall war ihm gekommen. Plötzlich fing er an zu lachen. Eilig verließ er die Wirtschaft, ohne dem erstaunten Mädchen eine Erklärung zu geben. Auf dem Wege zu seiner Wohnung hielt er bald das Taschentuch vor den Mund, bald rieb er sich vergnügt die Hände oder nahm den Hut vom Kopfe, wie wenn ihm trotz der kühlen Abendstunde zu heiß würde. Er schien sich vor Freude nicht fassen zu können. „Fromm und gottesfürchtig,“ murmelte er von Zeit zu Zeit; jedes Mal lachte er dann kurz und heftig.

In seinem Zimmer, auf dessen vollendete Unordnung er sich etwas zu gute that, tanzte er ausgelassen auf und ab. Nachdem er sich endlich ein wenig ausgetobt, rief er seiner Vermieterin.

Ein altes lahmes Mütterchen humpelte herbei. „Sie wünschen gewiß Ihr Abendbrot, Herr Burkert.“

Der Angeredete hielt einen Stuhl in der Hand und machte damit Bewegungen nach Turnerart. Nur mühsam verbarg er dadurch seine Heiterkeit.

„Der Mensch lebt nicht vom Brot allein“, sagte er jetzt scheinbar ernst, noch immer in Bewegung. „Ich möchte Sie um Ihre Bibel und Ihren Katechismus bitten, Frau Grinefeld.“

„Meinen Katechismus und meine Bibel?! Sind Sie endlich auch bekehrt? Nun, das freut mich aufrichtig. Gleich sollen Sie das Gewünschte haben.“

Schon am anderen Morgen saß der junge Mann in aller Frühe hinter dem Gleichnis vom verlorenen Sohn.

* * *

Zu Beginn des folgenden Monats, zwei Wochen nach diesen Ereignissen etwa, stieg eines Vormittags auf einem kleinen Bahnhof im Hessischen ein junger schwarz gekleideter Mann aus einer Wagenabteilung zweiter Klasse. Sein Gesicht war glatt rasiert, auf der spitzen Nase trug er eine Hornbrille. In der Hand hielt er eine große Bibel, aus welcher weiße, rote und schwarze Papierstreifen neugierig hervorlugten.

Der Ankömmling schritt auf einige Bauern zu, welche gerade vor dem Bahnhof standen.

„Mein Sohn,“ redete er einen grauhaarigen Alten unter den Leuten an, „wo ist hier der Weg nach Neuhoff?“

„Da müssen der Herr Pfarrer hier gleich links gehen,“ antwortete der Greis. „Eine kleine Stunde noch!“

„Schönen Dank, mein Sohn.“

Die Bauern blickten dem jungen Mann neugierig nach. „Das ist gewiß der neue Hülfspfarrer,“ vermutete einer von ihnen. Er irrte. Der Fremde war niemand anders als der Mediziner Richard Burkert.

Richard ging gelassenen Schrittes dem Dorfe zu. Unterwegs überflog er noch einmal die Bergpredigt, er konnte sie wie am Schnürchen hersagen. Aus seiner Rocktasche zog er einen Katechismus vor. Auch hier fühlte er sich vollständig fest.

„Guten Morgen, Herr Pfarrer!“ tönte es ihm plötzlich entgegen.

Richard schaute von seinem Buche auf. „Guten Morgen, Mütterchen.“

„Ach, Sie entschuldigen, Herr Pfarrer, ich bin so neugierig — sind Sie vielleicht der Prediger für die neue Wiedertäufergemeinde drüben, aus Altberg. Entschuldigen Sie, — aber ich meinte, weil Sie so sonderbare Zeichen in Ihrer Bibel haben.“ Die Fragerin lachte bei diesen Worten verlegen.

„Nein, gute Alte“, antwortete Richard, „ich gehöre zur inneren Bekehrungsgesellschaft. Diese Papierstreifen fallen Ihnen auf. Damit hat es seine besondere Bewandtnis. Zu jedem dieser Zeichen gehört ein Bibel-

spruch. Mit der weißen Farbe bekehren wir die Mißtrauischen, mit der roten die eingefleichten Zweifler, und den schwarz vermerkten Stellen endlich widersteht selbst der Teufel nicht."

Die Alte sperrte Mund und Augen weit auf bei dieser neuen Lehre, schüttelte verwundert das Haupt und ging.

Bald darauf hatte der Mediziner Neuhoff erreicht. Er erkundigte sich nach dem Mannhardtschen Pachthofe. Ein Knabe führte ihn in einem weiteren Viertelstündchen nach dem Geburtshaus Agathes. Richard wurde von dem Vater seiner Freundin, einem hageren, streng blickenden Männchen, in die beste Stube geleitet. Sein Herz pochte nicht wenig.

Was zwischen den beiden verhandelt wurde, ist nie festgestellt. Jedenfalls war die Besprechung zuerst sehr lebhaft. Zwei Mägde wollen das Wort „Hinauswerfen" und „aufdringlich" aus dem Munde ihres Brotherrn mehrfach gehört haben.

Nach ungefähr anderthalb Stunden traten Richard und Agathes Vater Arm in Arm aus der Stube. Beide hatten sehr rote Köpfe. In der Bibel steckten nur noch drei schwarze Lesezeichen, die übrigen lagen auf dem Fußboden des Zimmers zerstreut.

„Herr Theologe!" sagte der Alte, „Sie trinken natürlich vor Ihrer Abreise ein Täßchen Kaffee mit mir. —

Johann, du wirst anspannen und den Herrn nach dem Bahnhof fahren," wandte er sich dann an seinen Knecht.

Als Burkert nachher in den bereitstehenden Wagen eingestiegen war, schüttelte ihm Agathes Vater die Hand und sprach laut vor allem Gesinde: „Noch einmal meine Verzeihung und meinen Gruß für Agathe." Leise fügte er hinzu: „In betreff der Zukunft werde ich in kurzem schreiben, ich will mich nach einer passenden Stelle im Auslande jedenfalls schon morgen erkundigen."

„So, Leute," sagte er darauf zu seinen Untergebenen, „von heut' ab hab' ich wieder eine Tochter. Mag zur Feier des Tages für euch ein Faß Wein aus dem Keller heraufkommen."

Das Gefährt mit Richard setzte sich in Bewegung. Der Alte schaute den Entschwindenden noch lange nach. Dann murmelte er kopfschüttelnd seinen Lieblingsspruch: „Der schwätzt 'n Hund von der Wassersupp'."

Im Hofe herrschte bereits eine ausgelassene Fröhlichkeit. Burkert hatte unterdeß das Gut und das nahe Dorf bald hinter sich gelassen. Auf seinem Gesichte lag noch eine lange Weile ein weltentsagender, schmerzlicher Zug. Erst, als er in dem hessischen Städtchen Alsfeld sein Coupé zweiter Klasse für ein solches dritter umtauschte, war er wieder vollständig der Alte.

In Kassel hielt er sich am Nachmittag auf, in der Absicht, die berühmte Gemäldesammlung der Stadt zu

besehen. Sein Vorsatz sollte nicht zur Ausführung kommen. Gleich am Bahnhof begegnete er Wolf, seinem Bekannten aus der Hauptstadt.

Walters ehemaliger Schuldner hatte in Arolsen eine Kindtaufe bei entfernten Verwandten mitgefeiert. Gleich Richard wollte er mit dem Nachtzug nach der Hauptstadt zurückfahren. Neugierig suchte er jetzt den anderen auszufragen. Doch der Mediziner hüllte sich anfangs in ein geheimnisvolles Schweigen. Wolf forschte weiter. In feierlichem Tone sagte Burkert schließlich: „So wisse denn, ich feiere heute den schönsten Tag meines Lebens.“

Auch Wolf schien ernst zu werden. „Leider kann ich das nicht von mir behaupten. Das Essen auf der Kindtaufe ließ viel zu wünschen übrig, so daß sich wahrlich die Reise darum nicht lohnte. Zum Ueberfluß bin ich außerdem heut Morgen in der Bahn beim Skat-Spiel von einem Glashändler und einem Bienenzüchter ganz erbärmlich gerupft worden.

Trotz allem, ein teilnahmsvolles Herz fühlt immer mit; so schlage ich denn vor, auch richtig zu feiern.“

Daraufhin unternahmen die jungen Leute einen Rundgang durch sämtliche größere und zum Schluß auch durch die kleineren Bierwirtschaften Kassels.

Als Richard spät in der Nacht mit großen Schwierigkeiten den Zug bestieg, hätte wohl niemand in ihm den „Herrn Theologen“ vom heutigen Vor-

mittag vermutet. Seinem Hute fehlte die Krempe. Die Bibel zeigte nur noch auf der einen Seite einen Deckel, die halbe Offenbarung Johannis war in einer Wirtschaft geblieben, aus der Richard statt dessen mehrere dunkelblaue Flecke auf seinem Körper zur Erinnerung heimführte.

*
* *

Einige Zeit später, gegen Ende des Monats Juli, war Richard mit Agathe und Hänschen zum letzten Male an Walters Grabe. Morgen sollte das Mädchen die Hauptstadt für immer verlassen. Die jungen Leute hatten einen großen Kranz auf den grünen Hügel niedergelegt, welcher sich über den irdischen Resten ihres Freundes wölbte. Langsam schritten sie jetzt dem Ausgange des Kirchhofs zu.

Richard unterbrach zuerst das Schweigen. „Sagen Sie doch, Fräulein, wer mag wohl jene Dame sein, welche in Begleitung des großen Herrn dort auf uns zuschreitet? Beide kommen mir so bekannt vor.“

Agathe blickte eine Weile in der angedeuteten Richtung. Das Paar, nach dem sie schaute, näherte sich langsam. „Ach, das ist ja Herr Nimmehr und seine Schwester!“

„Beim Zeus!“ sagte Richard. „Was steht dem Weibe die Trauer gut! Wer mag da in der Familie gestorben sein? Gewiß hat das schöne Fräulein einen

umgebracht, um mit Fug und Recht die Leute durch Schwarz zu blenden."

Agathe lächelte und sagte: „Das wohl kaum. Näheres weiß ich auch allerdings nicht. Aber die Verlobungsanzeige des Grafen Pocci und Fräulein Nimmehr habe ich neulich in der Kölnischen Zeitung gelesen."

„Also doch. Armer Pocci, du!"

Die Gesellschaft kreuzte sich wenige Augenblicke später. Richard und Agathe grüßten höflich. Die künftige Frau Gräfin nickte sehr kühl, ihrem Bruder, welcher freundlich dankte, warf sie einen verweisenden Blick zu. Der ehemalige Zirkuskünstler schaute verlegen zu Boden, er war heute ganz klein.

Lahusen, Dr. med., **Die Lungentuberculose und ihre Verhütung vermittelst rationeller Abhärtung durch Wasserkur im Hause.** Brosch. 75 Pf.

Musen-Almanach, Moderner, auf das Jahr 1893. Illustr. Brosch. Mk. 7.—, hocheleg. geb. Mk. 8.—.

Musen-Almanach, Moderner, auf das Jahr 1894. Illustr. Brosch. Mk. 6.—, hocheleg. geb. Mk. 7.—.

Poschinger, Heriberta von, **Lieder der Waldfrau.** Eleg. geb. Mk. 6.—.

Reder, Heinrich von, **Rothes und blaues Blut.** Mit einer Illustration. Brosch. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—.

Reder, Heinrich von, **Lyrisches Skizzenbuch.** Brosch. Mk. 4.—, in Original-Prachtband Mk. 5.—.

Rosmer, Ernst, **Wir Drei.** Fünf Akte. Brosch. Mk. 1.50.

Rüttenauer, Benno, **Der kleine Holland,** oder: Acta Sanctorum minora. Brosch. Mk. 1.50.

Scharf, Ludwig, **Lieder eines Menschen.** Brosch. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.

Schaumberg, Georg, **Dies irae und andere Gedichte.** Brosch. Mk. 2.50, geb. Mk. 3.50.

Schaumberger, Julius, **Künstler-Dramen.** Brosch. Mk. 3.—.

Schaumberger, Julius, **Konrad Dreher's Schlierseer Bauerntheater.** Ein Zeit- und Zukunftsbild. Mit 20 Illustrationen. Brosch. Mk. 1.—.

Schaumberger, Julius, **Ein pietätloser Mensch.** Brosch. 60 Pf.

Seydlitz, R. v., **Der Kastl vom Hollerbräu.** Roman aus der Münchener Brauwelt. Preis Mk. 4.—.

Stümcke, Heinrich, **Präludien.** Gedichte. Brosch. Mk. 2.—, eleg. geb. Mk. 3.—.

Wallpach, Arthur von, **Im Sommersturm.** Gedichte. Brosch. Mk 3.—, eleg. geb. Mk. 4.—.

Hoeper, Viktor

Gute schlechte Menschen Novelle

München [1894]